Wandlungen.

Wandlungen.

Roman

von

Fanny Lewald.

In vier Bänden.

Dritter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1853.

Erstes Kapitel.

Es war im Jahre achtzehnhundert vier und vierzig, als in Paris ein Deutscher, mit ehrfurchtsvoll gezogenem Hute vor der Julisäule stand, deren goldener Genius in der klaren Helle eines Herbstmorgens funkelte. Endlich riß er sich aus seiner Betrachtung los und ging in eines der Estaminets, die den Platz umgeben.

Er schritt durch den Flur und trat in die kleine Stube. An den mit grobem Weißzeug bedeckten Tischen saßen einige Ouvriers. Sie hatten ihre Flasche Landwein vor sich, und Brod und Käse, die sie mitgebracht. Das Zimmer war lang und schmal, das Licht fiel nur sparsam durch

ein Fenster hinein, dessen kleine, runde Scheiben, trüb gebrannt von der Sonne, alterthümlich in Blei gefaßt waren. Ganz in der hintern Ecke des Raumes, an einem kleinern Tische, nahe am Kamine, nahm ein Mann sein Frühstück ein, der sich durch seinen eleganten Ueberrock von den Blousenträgern am Fenster unterschied. Er schien als ein Stammgast von der Wirthin mit besonderer Achtsamkeit behandelt zu werden.

Der Eintretende forderte ein Dutzend Austern, eine halbe Flasche Chablis, und ließ sich dann nieder, indem er die Anwesenden betrachtete. Aber grade die Theilnahme, mit der er sich in dem Estaminet umsah, brachte den Wirth, der ihm mit höflicher Geschäftigkeit die verlangten Dinge auftrug, zu der Frage: „Der Herr ist wohl kein Franzose, obschon er unsere schöne Sprache ganz vortrefflich redet.“

Der Fremde lächelte. Außer der Bestellung des Weines und der Austern hatte er keine Sylbe weiter gesprochen, sagte aber freundlich: „Sie haben Recht, ich bin ein Ausländer!“

„Vielleicht ein Deutscher?“ fragte der Wirth.

„Wir haben viele Deutsche unter unseren Kunden, auch Monsieur (er zeigte auf den Herrn am Kamine), der uns seit zehn Jahren alltäglich mit seinem Besuche beehrt, ist ein Deutscher!“

Der Fremde blickte, ohne dem Wirthe zu antworten, nach seinem Landsmann hinüber. Dieser mochte ein Fünfziger sein, aber die Sorgfalt, welche er offenbar auf sein Aeußeres verwendete, ließ ihn jünger erscheinen als er war. Er trug über einem ganz schwarzen Anzuge einen hellfarbigen Ueberrock nach englischem Schnitte. Ein weißer Filzhut, feine Handschuhe, ein Rohrstock mit silbernem Knopfe und gefirnißte Stiefel, verriethen den Anspruch auf eine Lebensstellung, welche der Fremde mit dem täglichen Besuch des bescheidenen Estaminets nicht recht zusammen zu reimen wußte, so daß er sich von der Neugier ergriffen fühlte, das Gesicht des Frühstückenden zu sehen, was ihm bisher nicht vollständig gelungen war, weil derselbe halb von ihm abgewendet und ganz mit seiner Mahlzeit beschäftigt dagesessen hatte.

Kaum aber hatte der Fremde sich erhoben und

unter dem Vorwande Etwas von der Wirthin zu verlangen, sich dem Kamine genähert, als der Stammgast von seinem Teller aufschaute, die Brille an die Augen drückte, das Austermesser aus der Hand fallen ließ, und sich mit dem Ausruf: „Herr Gott, Doctor!“ dem eben so Ueberraschten um den Hals warf, welcher Mühe hatte, in dem wohlfrisirten, behäbigen Manne den alten Studenten-Vater Larssen wieder zu erkennen.

„Seit wann bist Du hier?“ fragte Larssen mit dem Ausdruck des freudigsten Erstaunens, während er den Freund von Kopf bis Fuß betrachtete.

„Ich kam heut Morgen an!“

„Aber was brachte Dich hier in dieses Viertel?“

„Der Bastilleplatz und die Julisäule!“ antwortete der Doctor mit gewohnter Kürze.

„Ich hatte Deine Verurtheilung zu zehnjährigem Gefängnisse gelesen,“ sagte Larssen noch unter dem Eindruck der Ueberraschung, „und ich dachte mir, bei seinen katonischen Grundsätzen wird er sich ein Pflichtbewußtsein daraus machen, für die

sogenannte Freiheit sich einsperren zu lassen, was beiläufig eben solche Narrheit wäre, als zur Feier eines Erndtefestes zu fasten. Indeß dem Deutschen ist eben Alles zuzutrauen! Um so erfreuter macht mich jetzt Dein Hiersein!" Er gab ihm dabei die Hand und wiederholte: „Ich freue mich sehr! ich freue mich sehr, Doctor! und Du kannst auf mich zählen. Ich werde Dir nützlich sein! kein Pariser kennt Paris wie ich es kenne. Ich werde Dir sehr nützlich sein!"

Der Doctor sah ihn verwundert an. Es war ihm neu, sich Larssen als eine Autorität und vollends als seinen Beschützer zu denken, er gönnte ihm aber die Genugthuung, während Larssen, getheilt zwischen Freude und Gastlichkeit, in fortdauernder Bewegung blieb. Er befahl der Wirthin sein und des Doctors Frühstück zusammen zu stellen, räumte Hut und Rock fort, dem Freunde einen behaglichen Platz am Kamine zu bereiten, sprach dabei heimlich mit dem Wirthe, die beste Weinsorte zu verlangen, und fragte den Doctor nach alten Freunden in der Heimath, mit einer Liebe und Theilnahme, welche selbst durch

die Sarkasmen nicht zu verbergen waren, mit denen er seines Vaterlandes gedachte.

Die Ouvriers waren auf den Vorgang achtsam geworden. Einer von ihnen, den seine große Gestalt eben so vortheilhaft auszeichnete, als sein gescheutes Gesicht, sagte gegen die Deutschen gewendet: „Es ist schön, in der Fremde einen Landsmann zu finden!"

„Und einen Solchen!" entgegnete Larssen, der, gewöhnt an die Freimüthigkeit der französischen Arbeiter, ihnen die Gelegenheit zu der Unterhaltung nicht abschneiden wollte, welche Jene offenbar anzuknüpfen suchten. „Der Herr ist ein politischer Flüchtling," fügte er hinzu, „ein Mann des Volkes, den man verfolgt hat!"

Sogleich erhob sich der Arbeiter, schenkte sein Glas voll, trat an den Doctor heran und sagte: „Sein Sie willkommen, und auf Ihr Wohl mein Herr!"

Auch die anderen Blousenmänner waren aufgestanden und stießen mit dem Doctor an, der ihren Gruß mit unverkennbarer Bewegung erwiderte.

„Sie bleiben in Frankreich?“ fragte einer der Franzosen.

Der Doctor antwortete bejahend. „Daran thun Sie wohl!“ meinte der Arbeiter. „Wir haben nicht die Freiheit, die wir haben müßten, um uns zu dem vernünftigen Zustande der Gleichheit und Brüderlichkeit zu erheben, aber eine Despotie wie in Deutschland und in Rußland finden Sie hier nicht, und Sie werden doch in Paris leben. Paris tröstet über Vieles mein Herr!“

Die Anderen stimmten in das Lob ihrer Heimath ein, und Alle entfernten sich dann mit freundlichem Lebewohl.

„Nun!“ fragte Larssen wohlgefällig, „was sagst Du zu meinen Franzosen?“

„Wie sprechen diese Menschen, wie einfach und edel drücken sie sich aus!“ rief der Doctor.

„Nicht wahr,“ meinte der Andere, „man lernt hier glauben an die Helden der Revolution, an die Marschälle und Herzöge des Kaiserreichs, die hinter dem Pfluge und aus dem Pastetenladen hervorgegangen, sich Königen und Kaisern an die

Seite stellen konnten! Man lernt hier begreifen, was ein Volk und von welchem Gewichte der Wille eines selbstbewußten Volkes ist! Die Menschen sprechen hier gut, das ist wahr, und wo sie mit den Worten nicht ausreichen, da sprechen Eisen und Steine für sie, und diese Ausdrucksweise ist dann sehr verständlich!" Er lachte mit seinem alten heisern Ton in sich hinein, und trank ein neues Glas des kühlen Weines hinunter.

Der Doctor schwieg. Wohl hatte er diese Zustände, wohl hatte er den Bildungsgrad des französischen Arbeiters gekannt, sie vermochten ihn nicht zu überraschen, indeß die Wirklichkeit ergriff ihn dennoch wieder mit ihrer ganzen Macht.

Sein erster Weg nach seiner Ankunft hatte dem Greveplatze, der zweite der Bastille gegolten, aber erst das lebende Wort der Lebenden hatte den Eindruck vollendet, den das historische und das gegenwärtige Paris auf einen Menschen seines Charakters machen mußten. In der Heimath von Freund und Feind stets als eine Autorität angesehen, war er sich oftmals alt erschienen,

jetzt empfand er sich plötzlich wieder jung, und wie mit einem Zauberschlage aus einem Lehrenden in einen Lernenden verwandelt. Die Fülle neuer Eindrücke erfrischte ihn, ohne ihn zu zerstreuen, aber schon an diesem Morgen empfand er den Schmerz über den weiten Abstand zwischen seinem Vaterlande und Frankreich nur zu sehr.

Larssen seiner Seits konnte der Freude über des Doctors Anwesenheit kein Ende finden. „In meinem Leben,“ sagte er, „habe ich keine so angenehme Ueberraschung gehabt als Deine heutige Ankunft. Ja! daß ich Dir es ehrlich gestehe, ohne Dich eitel darauf zu machen, ich habe mich ab und zu nach Dir gesehnt, seit ich mir die ehrbareren Verhältnisse errungen habe, die zu suchen der Baron mich damals so unvorbereitet nach Paris geschickt hat. Denn ich habe jetzt nicht nur ehrbarere, sondern ehrbare, sehr ehrbare, ein deutscher Gelehrter würde sagen, sehr brillante Verhältnisse hier in Paris!“

Er zog dabei, als ob es zufällig geschähe, die goldene Uhr aus der Tasche, die er an einer

reichen Kette trug, und ließ sein Auge prüfend über die Kleidung seines Freundes gleiten.

„Man merkt Dir's an," sagte der Doctor, „daß Du rangirter lebst, Du siehst gesund aus und bedeutend jünger als Du bist!"

„Lieber Freund! das macht Paris! Paris! Man hat nicht Zeit zu rosten, keine Falte, keine Runzel prägt sich in uns fest. Greift Dich heute die Tragik eines großen Weltgeschickes schmerzlich an, so glättet morgen das Lachen im Vaudeville Deine Stirne. Und dann die Kleidung! Suche mir in Paris einen Schneider, der einen Rock mit solchen vorsündfluthlichen Schößen, mit so widernatürlichem Kragen macht, wie Du ihn trägst! Du mußt zu meinem Schneider gehen! — Er ist ein Engländer, aber geschult in Paris! — Solidität und Eleganz! — Sieh, wie das Alles sitzt und wie's genäht ist!"

Er hielt damit dem Doctor den Arm hin, indem er auf die sauberen Nähte seines Ueberziehers zeigte. Der Doctor blickte sie flüchtig an und meinte: „Du sollst mich berathen, wenn ich neuer

Kleider bedarf, sage mir aber vor allen Dingen, wie Du lebst?"

„Unübertrefflich gut!"

„Aber Du mußt viel arbeiten, nach Deinen Briefen, und" — —

„Und das war sonst nicht nach meiner Neigung," unterbrach ihn Larssen, „indeß die Neigungen ändern sich. Ich habe den Sybaritismus der Ruhe nach der Arbeit leider nur zu spät kennen lernen. Ich habe nicht gewußt, daß ein solides Dasein Reize hat, und große Reize, lieber Freund!"—

„Wer streitet das? —

„Ich habe es bestritten!" rief Larssen. „Anfangs wollten mir auch die Versuche nicht gelingen, mir ehrenwerthere Verhältnisse zu begründen. Das Jahrgeld, das ich vom Baron hatte, verhalf mir auch weniger dazu, als später das Geld, das ich nicht hatte. Denn daß ich's kurz mache, Noth und Hunger haben etwas sehr Aufklärendes, sehr Ueberzeugendes!" — Er schwieg hier eine Weile, als fesselten Erinnerungen seine Gedanken, dann sprach er heiter: „Kannst Du, alter Kato!

Dir wohl den alten Vater Larssen in solider Behaglichkeit denken? Und doch habe ich eine solide Behaglichkeit! Ich habe einen kleinen Salon, ein Schlafzimmer und ein Entrée. Ich bezahle allmonatlich mein Frühstück in dem Estaminet, das ich besuche, um zu rasten, wenn ich alltäglich meine journalistische Rundreise über die Boulevards mache. Ich habe ein festes Engagement mit Firmin Didot für seine philologischen Unternehmungen, ich esse für zwei Franken — wie man nur in Paris zu essen versteht. Ich habe nicht nur keine Schulden, sondern vielmehr eine kleine Rente, und dieses Alles danke ich dem Gelde, das ich zu einer gewissen Zeit durchaus nicht hatte. Es liegt eine symbolische Lehre in dem alten Satze: Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen. Das Nichts ist höchlich schöpferisch!"

Der Doctor hatte ihn ruhig enden lassen, weil er dem alten Genossen die Freude gönnte, sich seiner günstigen Verhältnisse zu rühmen, dann sagte er plötzlich: „Wie gehts Cornelien?"

„Cornelie Nordheim ist wohl und munter!" antwortete Larssen mit einer gewissen formellen

Feierlichkeit, die ihm zur Gewohnheit geworden war, sobald er sich nicht in persönlichen Ergüssen gehen ließ. „Cornelie Nordheim ist wohl, und tief versenkt in Studien zu ihrer neuen Arbeit. — Weiß sie, daß Du hier bist?“

„Ich habe ihr von Brüssel, wo ich einen Tag verweilte, gemeldet, daß ich käme.“

„So hat sie die Nachricht auch erhalten. Ich konnte sie aber gestern nicht besuchen, denn ich hatte einem Debüt beizuwohnen! Ich gelte viel bei Cornelie, sehr viel! Sie vergißt nicht, daß sie mir ihr Glück und ihren Ruhm verdankt — und nicht sie allein verdankt mir ihr Glück! Ich habe eine Celebrität geschaffen, eine Celebrität! — Ich werde Dir davon erzählen, wie wunderbar im Leben sich Alles compensirt!“

Er brach bei diesen Worten ab, und schlug dem Doctor vor, ihn zu der gemeinsamen Freundin hinzuführen, dieser aber wies das Anerbieten zurück. Er mochte Cornelie weder in der Bewegung dieses Ankunfttages, noch in Larssen's Begleitung wiedersehen, sondern bat ihn, der Freundin seine Ankunft mitzutheilen, und sie zu benach-

richtigen, daß er morgen in der Frühe zu ihr kommen wolle.

Larssen sagte das zu und verweilte dann mit warmem Lobe bei Cornelien, die sich nach ihrer Flucht unter dem Namen Nordheim in Paris niedergelassen hatte.

Fest entschlossen, keine der Verbindungen und Vorzüge zu benutzen, die sie ihrem Vater dankte, fremd in der großen Stadt, hatte sie sich an Larssen gewendet und ihn gebeten, ihr bei der ersten Einrichtung rathend beizustehen. Er hatte das mit seiner gewohnten Genauigkeit und mit dem freudigen Gefühle gethan, der Tochter zu vergelten, was er dem Vater schuldete; aber der Rath, den er Cornelien gewährte, die Stellung, welche er ihr allmählich erringen half, waren nicht im Sinne des Barons gewesen.

Die Zinsen von Corneliens mütterlichem Erbe konnten bei ihren Lebensgewohnheiten für ihren Bedarf nicht ausreichen. Wollte sie sich nicht zu Entbehrungen verdammen, wollte sie nicht aller Freiheit, allem höheren Genuß entsagen, wozu die gesunde Lebenskraft sich nie entschließen soll, so mußte

sie nach ihrer Ankunft in Paris in eigener Arbeit die Mittel finden, die ihr fehlten. Durch mehrjährige Erfahrung im Unterrichten geübt, hatte sie Larssen gebeten, ihr Schülerinnen für die deutsche Sprache zu verschaffen; indeß das sorgsame Auge des Freundes hatte nur zu bald bemerkt, daß Cornelie kein Genügen in dieser Beschäftigung zu finden vermochte. So lange sie in ihren Armenschulen das Lehren als ein religiöses, gottgefälliges Werk betrachtet, hatte es sie befriedigt, jetzt, da nur die Nothwendigkeit des Erwerbes sie dazu zwang, schien es ihr schwer und todt.

Sie sehnte sich nach anderer Wirksamkeit. Sie hatte Stunden, in denen der Rückblick in die Vergangenheit sie lähmte, und obschon weit entfernt, die Schritte zu bereuen, die sie gethan, konnte sie der schmerzlichen Erinnerungen doch immer noch nicht Meister werden. So kam es, daß Larssen, als sie eines Tages ihm mit leidenschaftlicher Erregung von der Entwicklung und Wandlung ihrer Ansichten gesprochen hatte, ihr den Rath ertheilte, dichterisch zu gestalten, was sie bewegte.

„Schreiben Sie sich von der Seele, was sich in

Ihrer Seele regt," hatte er gesagt. „Lassen Sie das Publikum Ihre Erlebnisse theilen. Sie hören damit auf, Ihnen allein zu gehören, auf Ihnen allein zu lasten, Sie in gewissem Sinne abzusondern. Machen Sie den Leser zum Theilnehmer dessen, was Sie immer noch bedrückt, und die Schwere desselben wird leichter, Sie werden endlich damit fertig werden."

Der Vorschlag hatte sie überrascht, aber ihre Phantasie hatte ihn schnell ergriffen, weil er einem lebhaft empfundenen und doch nicht klar erkannten Bedürfniß ihres Wesens entgegengekommen war, und noch an demselben Tage hatte sie sich niedergesetzt, ihre inneren Erfahrungen im verhüllenden Gewande der Dichtung darzustellen.

Mit staunender Freude ward sie bei der Arbeit ihrer Schöpferkraft gewahr. Schon nach wenig Monaten lag ein Roman im Manuscripte vor ihr, den sie kaum als ihr eigenes Werk anzuerkennen wagte, in so begeisterter Erregung hatte sie ihn geschrieben, so fremd, so gänzlich von ihr losgelöst erschienen ihr die Thatsachen und Zustände, die er behandelte.

Larssen hatte ihr einen Verleger dafür geschafft, das Buch ward unter ihrem angenommenen Namen in die Welt geschickt. Das deutsche Publikum nahm es mit einer ungewöhnlichen Anerkennung auf, und plötzlich fand Cornelie sich unter die literarischen Celebritäten eingereiht, sah sie sich in neue Verbindungen gezogen und zu jener Freiheit der Entwicklung hingeführt, die sie seit längerer Zeit für sich erstrebte.

Mit dieser inneren Befriedigung hatte eine bedeutende Veränderung in Corneliens Charakter begonnen. Seit ihre Phantasie einen Spielraum gefunden, in dem sie sich frei und ungehemmt bewegen konnte, wurden ihre Anschauungen des Lebens maßvoller und klarer. Seit sie aufgehört, sich der einzige Gegenstand des Nachdenkens und der Betrachtung zu sein, gewann sie ihre ursprüngliche Einfachheit wieder, und mit dem gefundenen Lebenszwecke, mit dem erkannten Berufe, hatte sich eine wachsende Ruhe über ihr ganzes Wesen verbreitet. Ihre Gesundheit war erstarkt, eine ihr fremde Heiterkeit über sie gekommen, und immer klarer hatte sie in die Vergangenheit zu blicken vermocht.

Je deutlicher sie die eigenen Fehler und Irrthümer erkannt, um so milder war ihr Urtheil, um so geneigter war sie zur Versöhnung geworden mit allen denen, von welchen ihr Lebensweg sie abgetrennt. Als die Kritik sich günstig für sie entschieden, die Theilnahme des Publikums sich für ihre Arbeit ausgesprochen, hatte sie ihrem Vater geschrieben. Sie hatte demüthig Verzeihung erbeten für die Eigenmächtigkeit ihres Handelns, und liebevoll um Liebe und um Nachsicht angefleht. Da sie sich frei und selbstständig empfand, erschien ihr die kindliche Unterordnung leicht, und mit Zuversicht hatte sie versprechen können, fortan durch keine Gewaltsamkeiten dem Vater Aergerniß zu geben. Sie hatte diesem Briefe ihre Dichtung beigefügt und es hervorgehoben, daß kein äußerer Anlaß sie zur Demuth und zur Heimkehr dränge, daß sie aber bereit sei, sich allen Wünschen ihres Vaters zu fügen, welche ihrer persönlichen Freiheit und ihrer neuen Laufbahn nicht zu nahe träten.

Die Anerkennung, welche der Baron der geistigen Begabung zollte, seine Theilnahme an der

Literatur, seine Freude an dem Gelungenen in derselben, hatten sie einem günstigen Bescheide entgegen sehen lassen, aber diese Erwartung hatte sie getäuscht. Weit davon entfernt, die neue Lebensrichtung seiner Tochter zu billigen, hatte der Baron sich auf das Entschiedenste gegen Corneliens literarische Thätigkeit, gegen die literarische Thätigkeit der Frauen im Allgemeinen, ausgesprochen.

„Eine Frau," hatte er ihr geschrieben, „welche ihr innerstes Denken der Menge darlegt, giebt sich geistig Preis, und zerstört die heilige Schutzwehr, hinter der sie selbst der Rohe nicht leicht anzutasten wagt, die wahre Weiblichkeit. Eine solche Frau hat etwas Unheimliches für die Menschen, mit denen sie lebt. Wo sie zu lieben, sich hülfreich und demüthig hinzugeben hätte, muß sie beobachten, um Stoff zu finden für jene Schilderungen des intimen Lebens, die allein dem Weibe zugänglich sind, will sie nicht mit frecher Hand alle Bande brechen, welche sie an ihr Geschlecht, an Sitte und an Tugend fesseln.

„Deine Herzensergießungen, die Du so hochtönend mit dem Titel eines Romanes belehnest,

haben mich verletzt, haben mir tiefern Schmerz bereitet, als alle die früheren unglückseligen Schritte, welche zu thun Du für Deine Entwicklung ebenfalls unerläßlich glaubtest. Jeder, der den wahren Namen der Verfasserin erfährt, wird die Originale zu ihren Gestalten leicht zu finden wissen. — Ich aber will mich und die Meinen weder in dieser noch in einer andern Maske, ich will die Neugier des Pöbels nicht auf mich gerichtet sehen. Ich will nicht bewundert, nicht getadelt sein um meiner Tochter willen. Ich war und bin mir selbst genug, ich bedarf keiner Anerkennung, keiner neuen Ehre.

„Die Ehre, welche mein und meines Hauses ist, habe ich vertreten und werde das auch ferner thun. Im Sinne dieser Ehre weiß ich es Dir Dank, daß Du unsern alten Namen nicht in Dir dem Urtheile des ersten besten Journalisten Preis gegeben, daß Du Deine Bekenntnisse unter einem Namen hast erscheinen lassen, der mit dem unsrigen so wenig gemein hat, als Deine Pläne und meine Wünsche für Dein Wohl!

„Ich kann, ich will verzeihen, denn ich möchte

nicht unversöhnt von meiner Tochter scheiden, und das Alter fängt an auf mir zu lasten; indeß meine Verzeihung hat einen Preis. —

„Entsage dem unglücklichen literarischen Wesen. Gieb den unweiblichen Gedanken auf, durch eigene Bedeutung Etwas sein zu wollen. — Tritt in den Kreis der weiblichen Pflichten, in Dein Vaterhaus zurück, und Deine Heimath und Dein Vater sollen Dir ein Schutz sein gegen jede Unbill. Ueberlasse es denen, die ihr Schicksal in der namenlosen Menge geboren werden ließ, sich eine Stellung zu schaffen, sich einen Namen zu machen. Die Freiin von Heidenbruck, die Tochter Deines Vaters, hat eine Stellung, einen Namen in der Welt und bedarf keines andern. Meine volle Vergebung und meine Liebe sollen Dir nicht fehlen, aber ich begehre dafür Deine Rückkehr zu Dir selbst, Deine Rückkehr in den Bereich der Weiblichkeit, deren festgezogene Schranken noch kein Weib jemals ungestraft durchbrochen hat.“

Cornelie war nicht allein, als sie den Brief empfing. Eine Freundin, jünger als sie selbst, befand sich in dem Zimmer und war beschäftigt,

ein Notenheft mit einer Partitur zu verglei-
chen.

Mit zitternder Hand eröffnete Cornelie des Vaters Antwort. Ihr Busen hob sich, ihre Augen füllten sich mit Thränen, während sie dieselbe las. Die Freundin blickte besorgt zu ihr hinüber, ohne jedoch eine Frage an sie zu richten. Als sie den Brief beendet hatte, blieb Cornelie eine Weile nachdenkend, dann faltete sie das Blatt zusammen, verschloß es, und sprach ruhig, indem sie sich zu ihrer Gefährtin wendete, der sie liebevoll den Arm um den schönen Nacken legte: „Wir bleiben bei einander! Ich kann und darf nicht rückwärts gehen, wie mein Vater es verlangt, so giebt es keine Vermittlung zwischen ihm und mir.“

Die Freundin ergriff die Hand der Stehenden. „Ich könnte Deines Vaters Härte segnen, dächte ich nur an mich!“ sagte sie, „aber Du bist traurig, Cornelie!“

„Ja, ich bin traurig!“ entgegnete sie, „traurig, wie Jeder es sein muß, der auf den Sieg des Vernünftigen rechnet, und ihn noch immer weiter

hinaus geschoben sieht; traurig, wie Jeder, dessen Hingebung verschmäht wird. — Und dennoch," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, „dennoch fühle ich, daß die Heimath kein Boden mehr für mich gewesen wäre. Du und ich, wir sind noch nicht am Ziele. Laß uns denn muthig vorwärts gehen und auf einander bauen. Es hat sich ja so Vieles uns zum Glück gewendet, seit wir uns gefunden haben!"

„O Alles! Alles!" rief das Mädchen. „Wie denke ich des Tages, da ich zu Dir kam, verzagend, gebrochen in der tiefsten Seele! Ich wagte kaum, Dir meine Dienste anzubieten, ich war darauf gefaßt, von Dir zurückgewiesen zu werden, und Du —"

„Laß das, laß das, Regine!" besänftigte Cornelie. „Man soll so schmerzliche Erinnerungen nicht heraufbeschwören. Laß sie ruhen! Ein Jeder hat Erlebnisse, die er vergessen muß. Sie sind vorüber! Das ist ja genug!"

Damit umarmte sie die Freundin und ging zu ihrem Schreibtisch, auch Regine setzte sich zur Arbeit nieder.

Der wunderbare Zufall, der auf dem Scheidewege des eigenen Daseins Erich's verlassene Geliebte zu ihr geführt, war für Cornelie eine Aufforderung geworden, sich Reginen's wie einer Schwester anzunehmen. Mit ihr war sie nach Paris gekommen, durch sie hatte Larssen das Mädchen wiedergesehen, auf dessen Schicksal er, ohne es zu wollen, einen so entscheidenden Einfluß ausgeübt. Eine abergläubige Scheu hatte Regine Anfangs von Larssen fern gehalten. Es war ihr gewesen, als müsse sie an einem neuen Wendepunkte ihres Lebens stehen, da er ihr nahte. Nur allmählich hatten das Mitleid und der Antheil, die er ihr bewies, ihr Zutraun zu ihm gegeben, nur langsam war es Cornelien und ihm gelungen, das verwundete Herz der Armen zu heilen.

Bald aber erkannten ihre beiden Beschützer, daß Regine nicht für Dienstbarkeit geschaffen sei, daß ein Drang nach Ausbildung, ein künstlerisches Streben in ihr glühe, und ihre große musikalische Begabung, ihre Sehnsucht sie zu entwickeln, wiesen den Pfad an, auf den man sie zu leiten

hatte. Larssen, der sich wie einen Schuldner des Mädchens ansah, und der selbst ergriffen wurde von Reginens Glauben, daß er bestimmt sei, einen Einfluß auf ihr Leben auszuüben, Larssen erbot sich, ihre Aufnahme unter die Schülerinnen des Conservatoir zu vermitteln, mit dessen Vorstehern seine journalistische Thätigkeit ihn in Verbindung gebracht hatte.

Damit hatte Regine an dem Ziele ihrer Wünsche gestanden. Fortdauernd Cornelien dienstbar, hatte sie ihre musikalischen Studien begonnen, während ihre Herrin und Larssen ihre Bildung zu vollenden strebten, und ihr stetes Beisammensein mit Cornelie, Reginens ganzes Wesen immer reiner und voller zur Entwicklung brachte. So ward sie aus einer Dienerin eine Freundin für Cornelie, eine Freundin, auf deren Vorzüge diese mit der stolzen Freude glücklichen Gelingens blickte.

In solcher Weise hatten die Frauen mehrere Jahre in stiller Arbeit und in stillem Frieden mit einander gelebt, und Reginens erstes Debüt stand jetzt nahe bevor. Auf den Rath des Directors des Conservatoirs hatte sie beim Eintritt in

dasselbe ihren hart klingenden Familiennamen gegen den italienischen Namen Tosta vertauscht, der für eine Uebersetzung des deutschen Baldig gelten konnte. Niemand in der Heimath wußte, wohin sie sich gewendet, auch Cornelie hatte nur geringen Zusammenhang mit derselben gehabt. Denn obschon Erich kein Widerstreben gegen die künstlerische Thätigkeit der Frauen fühlte, so war die Abneigung Sidoniens gegen eine solche um so stärker, und Erich selbst vermochte sich mit der Richtung seiner Schwester nicht zu befreunden, die sich nach ihren früheren Erlebnissen folgerecht dem Socialismus zugewendet hatte. Nur durch Friedrich und den Doctor hatte Cornelie Nachrichten über ihr Vaterhaus empfangen, und ihr Herz hatte hoch aufgewallt, da der Brief des alten Freundes ihr sein nahes Kommen gemeldet.

Als er am Tage nach seiner Ankunft bei ihr eintrat, fand er sie, wie er's erbeten hatte, ganz allein. Mit lebhafter Freude eilte sie ihm entgegen und reichte ihm die Hände, die er ergriff. Seine heftige Gemüthsbewegung machte ihn verstummen. Er stand lange vor ihr, er hielt ihre

Hände gefaßt, seine Augen ruhten auf ihr, als müsse er ihrer Gegenwart sich erst versichern, als müsse er die Züge ihres Angesichtes sich neu zu eigen machen. Ihre Unbefangenheit entwich vor seinem Schweigen, und mit bewegter Stimme sprach sie: „Wir haben uns sehr lange nicht gesehen, mein Freund!"

Aber auch jetzt noch hielt die Tiefe seines Gefühles ihn gebannt. Endlich, als vermöge er seinem Empfinden nicht zu widerstehen, zog er Cornelie sanft an seine Brust, und legte seine linke Hand wie segnend auf ihr Haupt. Cornelie weinte still.

„Vom Vaterlande verbannt, müssen wir unsere wahre Heimath finden!" rief er erschüttert aus, während auch seine Augen sich mit Thränen füllten.

„O! meine Heimath!" sagte Cornelie leise und umschlang ihn mit beiden Armen, während er sie fester an sein Herz schloß, in der Gewißheit ihrer Liebe. So hielten sie sich still umfaßt, bis sie sich trennten, und es währte lange Zeit, ehe die Bewegung in ihnen ausgeklungen hatte.

Als sie dann ruhig bei einander saßen, als

ihre Augen sich gesättigt hatten in dem Anschauen des geliebten Gegenstandes, sagte der Doctor: „Sie sind so schön geworden, Cornelie, wie kommt das, Liebe?“

„Weil ich nicht mehr hübsch zu sein brauchte! Dazu war ich ja nie gemacht!“ antwortete sie ihm mit einem Lächeln des Glückes.

Und sie hatte die Wahrheit damit gesprochen. Sie gehörte zu den Frauen, deren großartige Formen sich nicht für jenen flüchtigen Reiz der Jugend eignen, den die oberflächige Genußsucht seichter Männer in den Mädchen sucht. Jetzt, da die gesunde Fülle reifer Jahre die Schärfe ihrer Züge gemildert, da innere Zufriedenheit ihrem Ausdruck Ruhe gegeben hatte, jetzt mußte es für den flüchtigen Beobachter fast schwer sein, in dem stattlich schönen Weibe die frühere Cornelie wiederzuerkennen.

„Ja!“ meinte der Doctor, „das ist es, was so viele Frauen ruinirt. Der thörichte Anspruch an eine gewisse allgemeine Lieblichkeit, die man ungebührlich überschätzt, läßt Frauen, denen sie fehlt, für unschön gelten, und macht so viele

Mädchen unzufrieden mit sich selbst. Man sagt dem Mädchen so lange, daß es ihre Aufgabe sei, den Männern zu gefallen, bis sie zur Gefallsucht getrieben werden, und in Häßlichkeit versinken, wenn man sie nicht, oder nicht mehr schön zu finden vermag. Das war ja auch Augustens Fall."

Nach Erregungen wie Cornelie und der Doctor sie eben jetzt erfahren, nach Augenblicken, deren Größe und Bedeutung sie weit hinaushebt über das gewohnte Maaß, sehnt die gesunde Natur sich nach einem Rasten, und wie das Auge, welches nach langer Dunkelheit zum ersten Male ein strahlend helles Licht erblickt, sich abwendet, um sich allmählich an den Glanz desselben zu gewöhnen, so bedarf wahre Liebe der Stille, wenn sie sich zum ersten Male ausgesprochen hat. Daß man nach großen Krisen meist zu unbedeutenden Dingen, zu gleichgültigen Gesprächen greift, das ist kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit, die sich im Leben des Einzelnen, wie im Leben der Völker offenbart.

Es that Cornelien wohl, die Gedanken ablenken zu können von der neuen Welt, die sich ihr

erschlossen hatte. Sie benutzte die Wendung, welche der Doctor unwillkürlich der Unterhaltung gegeben hatte. „Wie Friedrich und Auguste sich zusammenfinden konnten, ist mir stets ein Räthsel gewesen!" sagte sie.

„Und doch war die Sache so natürlich!" entgegnete der Doctor. „Auguste hatte keinen innern Halt. Die schmerzliche, wenn auch nicht unverschuldete Erfahrung, daß sie sich in den Hoffnungen betrogen, die sie auf Georg gebaut, hatte sie sehr verwundet. — Dieser Täuschung war der Gedanke gefolgt, ihm zu beweisen, was sie werth gewesen sei, das hieß in ihrem Sinn, sich durch eine glänzende Heirath an dem Treulosen zu rächen!"

„Die Unglückliche!" rief Cornelie.

„Ja, sie war unglücklich!" bestätigte der Doctor. „Sie hat traurige Jahre einer unfruchtbaren Gefallsucht durchlebt. Jedem Manne hoffte sie Liebe einzuflößen, von Jedem glaubte sie sich geliebt. Mit leidenschaftlicher Unruhe suchte sie ihre vermeinten Verehrer zu einer Erklärung zu drängen und scheuchte sie meist dadurch zurück. Ihre Stimmung verbitterte sich. Die Nothwen-

digkeit, inmitten eines Kreises heranwachsender jüngerer Mädchen noch zu gefallen, ward ihr immer drückender. Es war ein Jammer, die erzwungene Heiterkeit zu sehen, mit der sie sich in der Gesellschaft bewegte, bis sie sich plötzlich in das Bewußtsein zurückzog, daß keiner von den Männern, die sich ihr genaht hatten, sie zu verstehen und zu würdigen gewußt."

„Wie furchtbar wahr," unterbrach ihn Cornelie, „schildern Sie den Zustand, an dem bei der Art unserer Frauenerziehung so viel Tausende zu Grunde gehen!"

„Auguste ist daran zu Grunde gegangen!" sagte der Doctor. „Daß man ihren Werth verkannt, das war ihr Zorn und auch ihr Stolz. Sie schloß sich gewaltsam gegen alle Theilnahme ab, sie wollte Nichts lieben, nicht mehr an Liebe glauben. Berechnung und Pflichterfüllung waren die Hebel aller Handlungen in ihren Augen. Sie können sich kein freudenärmeres Dasein, kein liebeleereres Verhältniß denken, als jenes, welches Ihr Vater und Auguste, welches der einsame Greis und das einsam alternde Mädchen neben-

einander führten, die sich Beide in ihren Ansprüchen an die Welt und in dem Glauben an die Menschen betrogen wähnten."

„Und die Stimmung meines armen Vaters hat sich nicht geändert?"

„In so fern wohl," versetzte der Doctor, „als er eine warme, ich möchte sagen verehrende Zuneigung für Sidonie hegt, und als er Freude an Erich's Knaben hat. Sidonie ist die erste Person, die ihn beherrscht!"

„Aber Sie schrieben mir, daß Sie den Einfluß, den meine Schwägerin auf meinen Vater übe, für keinen günstigen erachten."

„Ihr Einfluß ist nachtheilig für Alle, für den Baron, für Erich und besonders auch für Auguste."

„Sie lieben Sidonie nicht, mein Freund!"

„Nein!" antwortete er. „Sidonie ist starr und kalt, und das allein verzeihe ich den Frauen nicht, weil es dem innersten Wesen ihrer Natur widerspricht — der thätigen Liebe!"

„So glauben Sie, Sidonie liebe meinen Bruder nicht?"

„Sie liebt ihn wie sie lieben kann!“ sagte der Doctor lächelnd, „und so liebt sie auch ihr Kind.“

„Was soll das heißen?“

„Das heißt, sie ist von ihrer Mutter zur Pflichterfüllung, zur Selbstbeherrschung, als zu ihrer höchsten Lebensaufgabe angeleitet. Diese Pflichterfüllung, diese Selbsterziehung hat sie zu ihrem Panier erhoben und damit sich und ihr eigenes Genügen als den Mittelpunkt aller ihrer Bestrebungen aufgestellt. Sie muß und will dem Bilde entsprechen, das sie sich von sich selbst gemacht hat. So liebt sie Erich, weil sie ihren Gatten lieben muß, so ist sie sittsam, weil sie ihm Treue gelobt hat, so liebt sie ihren Sohn, weil Mutterliebe des Weibes Pflicht ist — aber das Alles ist so fern von jener gesunden, unwillkürlichen Liebe in der Frauenbrust, als das künstliche Skelett einer Blume von dem frischen, belebenden Duft derselben!“

„Entsetzlich!“ rief Cornelie, „das ist die Folge einseitiger Verstandesbildung für die Frauen! Und Erich war so sehr gemacht, durch Liebe sich beglückt zu fühlen! — Empfindet er denn, was ihm mangelt?“

„Er ist zu gut und auch zu stolz sich's zu bekennen!" sagte der Doctor. Es entstand eine Pause, Cornelie war traurig geworden. Der Freund wollte sie von den Gedanken abziehen, die sie bewegten.

„Und nun von besseren Dingen!" rief er. „Wie leben Sie Cornelie? Wie schreitet Ihre neue Arbeit vorwärts?"

„Nein!" entgegnete sie, „nicht von mir lassen Sie uns sprechen, die ganze Zukunft ist ja unser, wir Beide haben Zeit!" Der Ausdruck des Glaubens, der Freudigkeit, mit dem sie diese Worte sagte, die Liebessicherheit, mit der sie ihm in's Auge schaute, erquickten den Doctor bis in das innere Herz. „Sagen Sie mir, wie geht es Friedrich?" fragte sie.

„Es geht ihm gut, denn er entwickelt sich bei der Ausübung seines Amtes mehr und mehr zur Freiheit. Erich konnte nichts Besseres thun, als ihm nach dem Tode des Pastors die Stelle geben, und hätte Sidonie nicht seine Heirath mit Auguste vermittelt, so würde es ihm noch besser gehen!"

„Er ist also nicht glücklich mit ihr?"

„Gar nicht glücklich!“ entgegnete der Doctor. „Auguste hatte in seiner Krankheit und in ihrer Verlassenheit eine Art von Zuneigung für ihn gefaßt. Seine Mutter wußte ihm diese lebhafter zu schildern als sie war, und die Dankbarkeit der alten Frau trug dazu bei, Auguste in Friedrich's Augen zu erheben. Diese ihrer Seits fühlte sich noch unglücklicher im Hause Ihres Vaters, seit Sidonie in dasselbe eingetreten war und ihr die Pflichten der Hausfrau abgenommen hatte, während das mißvergnügte Wesen des alternden Mädchens auch keine angenehme Zugabe für den jungen Haushalt sein mochte. Dazu kam des Pfarrers Tod, Friedrich's Nachfolge in dem Amte, die Nothwendigkeit für ihn, sich eine Frau zu nehmen. Die Constellation war so fest bezeichnet, daß das Zusammentreffen Friedrich's und Augustens eben so unausbleiblich, als ihr Zusammenpassen eine Unmöglichkeit war, hätte Ihre Cousine auch die Ehe mit einem bürgerlichen Landgeistlichen nicht als eine Heirath angesehen, zu der nur gänzliche Hoffnungslosigkeit sie treiben konnte. Dennoch galt und gilt ihr Bündniß für ein aus Neigung ge-

schlossenes, und beide Gatten haben sich lange darüber gewundert, daß sie mit einander nicht fertig zu werden wußten."

Cornelie versank in Nachdenken. „Sie haben niemals gut von der Ehe gedacht!" sagte sie nach einer Pause.

„Von der Ehe, wie sie unter uns gewöhnlich geworden ist, denke ich sehr gering."

„Und kennen Sie Ausnahmen?"

„Ja! aber wenige, und diese habe ich stets nur da gefunden, wo unbewußte natürliche Einfachheit die Menschen einfach und natürlich empfinden ließ, oder wo die höchste Bildung und Cultur sie zu natürlicher Einfachheit zurückgeführt hatten. Gänzliche Unbefangenheit oder vollständige Erfahrung sind die unerläßlichen Bedingungen für das Glück der Ehe. Die Mehrzahl der sogenannten Gebildeten befindet sich jedoch auf jener unglückseligen Zwischenstufe einer halben, unfertigen Entwicklung, welche nur gegenseitige Ansprüche, aber nicht die Hingebung hervorbringt, die nöthig wäre, sie zu befriedigen, und — daß

ich's offen bekenne — die Frauen tragen daran die meiste Schuld!"

Er war bei diesen Worten aufgestanden, in die Straße hinabzuschauen, von welcher Trommelschall empor tönte.

„Das ist die Nationalgarde!" bedeutete Cornelie.

„So gleichmüthig sprechen Sie hier die Worte aus!" rief der Doctor, „und so fern ist man in unserer Heimath davon, eine Nationalgarde, diesen bürgerlichen Schutz der Gesetze, eine gesetzgebende Volksvertretung zu besitzen, daß die bloße Forderung nach diesen unerläßlichen Bedingungen der Volkswohlfahrt dort noch für Anmaßung, ja für ein Verbrechen gilt! — Ich weiß, ich fühle es, es wird mir ewig hier zu Muthe sein, als hätte ich träge meine Arbeit, als hätte ich feige meine Fahne verlassen — und doch hatte ich keine Wahl — doch sind Sie, Sie hier, Cornelie!" setzte er begütigend mit weichem Tone hinzu.

Der Morgen entschwand ihnen, ohne daß sie es bemerkten. Cornelie sprach ihm von sich, von ihren Arbeiten, von Regina, von ihren Hoffnun-

gen für dieselbe. Sie weihte ihn ein in all' ihr Denken, in all ihr Thun und Treiben; auch der Doctor sprach von seinen Erlebnissen und Absichten, vom Zustande des Vaterlandes und von ihren Freunden. Nur von der stillen, nie gekannten Liebesfreudigkeit, die in den Beiden brannte, sprach Keiner von ihnen an dem Tage wieder.

Zweites Kapitel.

Der Doctor verweilte noch nicht lange in Paris, als er seine weitumfassende Thätigkeit auch auf diesem neuen Felde zu bewähren vermochte.

Die Amnestie des Jahres achtzehnhundert vierzig war in Preußen keine vollständige gewesen. Es weilten noch manche von den alten Verbannten in Paris und neue politische Flüchtlinge und Märtyrer waren dazu gekommen, welche die Hoffnungen, die sie für ihr Vaterland gehegt und zu verwirklichen an der Zeit geglaubt hatten, mit dem Exil bezahlen mußten. Verbannte aus allen Ländern, in denen der Freiheits-Erhebung des Jahres dreißig eine um so beengendere Beschränkung derselben gefolgt war, fanden sich in Paris zusammen,

und die gewaltsame Zerstreuung der Freiheits-Kämpfer hatte nur dazu beigetragen, sie auf einem Punkte, wie in einem Focus zu versammeln, von dem aus das Licht ihrer Ideen und ihres Glaubens um so heller in die ferne Heimath der Einzelnen zurückstrahlen mußte.

Die meisten Flüchtlinge waren von dem Gedanken beseelt, daß es einer Propaganda gelingen könne, die Zustände im Vaterlande nicht nur umzustürzen, sondern auch aus der Ferne vorbereitend für die Organisation nach dem Umsturze zu wirken; der Doctor aber theilte diese Hoffnung nicht. Hatte er in der Heimath die Geister anzuregen, die Zustände vorwärts zu treiben versucht, hatte man ihn dort für einen Agitator gehalten, so mußte man ihn hier den Zauberer nennen, weil seine ganze Wirksamkeit darauf gerichtet war, die Heimathlosen aller Nationen vor falschen Hoffnungen, vor Unbesonnenheiten zu warnen, zur Mäßigung und zur Geduld zu mahnen.

„Nicht von außen her," sagte er oftmals, „kommen dem Baume seine neuen Blätter, kommen

ihm seine Früchte. Er muß sie aus dem eigenen Innern, aus der eigenen Kraft erzeugen, aber die Nahrung, welche ihn dazu erstarkt, die kann ihm zugeführt werden von außen her. Nicht damit dienen wir der Freiheit, daß wir Verschwörungen organisiren und Aufstände veranlassen. Es sind das zerstörende Meteore, die wirkungslos verschwinden, wenn ihr ephemerer Glanz und ihre eben so flüchtige Kraft vorüber sind. Dauernd für die Freiheit wirkt allein die Ueberzeugung, welche sich auf Einsicht gründet, dauernd für sie bürgt allein die Tüchtigkeit des Volkes, und das Volk zur Freiheit zu erziehen, dem Volke aus der Fremde die ihm nothwendige Nahrung zuzuführen, das ist es, was uns obliegt."

Nach diesen Grundsätzen regelte sich seine Thätigkeit. Während er in Zeitschriften und eigenen Werken die Idee der freien Entwicklung auf allen Gebieten des Lebens vertrat, beschäftigte er sich eifrig damit, diejenigen Institutionen durch Anschauung kennen zu lernen, die aus dem Geiste des Socialismus und der Association hervorgegangen waren. Er machte sich zum Lehrer und

Berather der jungen deutschen Handwerker, welche auf ihrer Wanderschaft oder für längere Arbeitszeit sich in Paris aufhielten. In jedem Arbeiter, der dann in die Heimath zurückkehrte, sah er einen mehr oder minder bewußten Apostel von der alten Lehre der Gegenseitigkeit und Brüderlichkeit, die, älter als das Christenthum, in der freien brüderlichen Association nur einen neuen Ausdruck für ihre alte, unumstößliche Wahrheit gefunden hat.

Die Gleichheit ihrer jetzigen Bestrebungen erhöhte den Genuß des Beisammenseins für den Doctor und Cornelie. Er hatte sich in demselben Hause eingerichtet, das Cornelie und Regina bewohnten, und in der tiefen Befriedigung ihrer Seele glitten die Tage an den Liebenden dahin, ohne daß sie sich fragten, wie die Zukunft sich für sie gestalten werde, welche Pläne sie für dieselbe hegten. Sie waren bei einander, sie hatten Arbeit, die ihnen angemessen war, gleichgesinnte, anerkennende Freunde, sie hatten Frieden mit ihrer Umgebung, und den Frieden der Liebe in sich selbst. Das aber ist jener Zustand der Seligkeit,

die keine Vergangenheit und keine Zukunft kennt, und der nur ein Wunsch übrig gelassen ist, der Wunsch nach unendlicher Dauer.

So war der Herbst ihnen hingegangen, der Winter angebrochen und der Tag erschienen, an dem Regina zum ersten Male in der Rolle der Donna Anna die Bühne betreten sollte. Vom frühen Morgen an hatte Cornelie in den Zügen der Freundin einen Ausdruck stiller Feierlichkeit bemerkt, der ihr sonst nicht eigen war. Der Doctor und Larssen waren gekommen, sich nach ihrem Befinden, nach ihrer Stimmung zu erkundigen, und als die vier befreundeten Personen sich zum Mittagsmahle niedergelassen hatten, sagte Regina: „Könnte ich Euch nur die ahnungsvolle, bange Freude beschreiben, die in mir zittert! Den ganzen Tag suche ich nach einem Bilde dafür und weiß für dieses große Gefühl doch kein anderes zu finden, als die beglückende Sehnsucht, mit der ich als Kind dem Weihnachtsabende entgegenharrte. Seit dem frühen Morgen ist's mir zu Muthe, als hörte ich wieder die alten Kirchthurmglocken das Fest einläuten, als zögen die Musi-

kanten wieder durch die nächtlich stillen Straßen unserer Vaterstadt, als tönten in unser armes kleines Stübchen aus der Dunkelheit wieder die Klänge des frommen Liedes herein, das die Geburt des göttlichen Menschenkindes feiert. Soll doch auch mir heute ein Stern aufgehen, nach dem ich lange und gläubig schaute, soll mir doch in der Ausübung meiner Kunst der befreiende Erlöser erscheinen."

Sie war sehr gerührt, die Freunde verstanden und theilten ihr Empfinden. Larssen indessen, der eine solche Bewegung nicht gern in sich aufkommen ließ, und welcher nebenher auch fürchten mochte, daß die Rührung nachtheilig auf Reginens Stimmung wirken und die Energie lähmen könne, deren sie bedurfte, meinte: „Nicht Ihnen soll ein Stern aufgehen, Regina! sondern Sie sollen als Stern aufgehen an dem Kunsthimmel, und Sie werden es als ein Gestirn vom ersten Range. Hätten Sie gestern in der Probe das Entzücken des Orchesters, des Chors, die Ausrufe des Directors gehört, wie ich, Sie würden Nichts von wehmüthiger Empfindung fühlen, sondern da sitzen

in der Glorie des Triumphes, die schon ihre vergoldenden Strahlen auf Ihr Haupt hernieder senkt. Sie werden die Menschen rasend machen, Regina! rasend vor Enthusiasmus, das sag' ich Ihnen!"

„Sein Sie unbesorgt, mein Freund! ich bin nicht muthlos!" beruhigte sie ihn, da sie seine Absicht wohl erkannte.

„Muthlos? wer sagt denn, daß Sie muthlos sind? Nur gerührt sollen Sie nicht sein, nur jetzt nicht, nur heute nicht! Es ist mir auch bänglich genug zu Sinne, denn Ihr Succeß wird mich meine Ruhe kosten."

„Ihre Ruhe?" fragte Cornelie.

„Meinen Sie, daß es Nichts ist, der Freund einer Regina Tosta zu sein? — Man wird sich an mich drängen, die Journale werden Reginen's Biographie, die Kunsthändler ihr Portrait, die schöne Welt ihre Bekanntschaft, alle angehenden Talente ihre Protection verlangen! Sie werden sie verlangen und von mir, von mir allein werden sie sie fordern. Ich höre schon das Klingeln an meiner Thüre, ich werde keine Ruhe haben bei der Arbeit. Ich sehe all' die Füße meinen saubern Teppich betreten, ich fühle den Neid, die

Mißgunst der Abgewiesenen — denn Sie müssen die Menschen fern von sich halten, Regina. Ich höre, sehe, fühle das Alles schon im Voraus, wie Heinrich der Vierte den Dolch des Ravaillac — und wie er kann ich dem Verhängniß, der Nemesis nicht entrinnen. — — Ihr Ruhm wird mich meinen Frieden kosten!" rief er nochmals aus, und sank mit komischer Verzweiflung in den Stuhl zurück.

Hatte er sich Anfangs in dem Scherze gehen lassen, um Regina zu zerstreuen, so hatte er sich bald in die Idee hineingeschwatzt, daß seine Behaglichkeit und Ruhe durch ihre Erfolge gefährdet werden würden, und daß seine innere Aufregung ihm schon heute die gewohnte Eßlust geraubt hatte, war nach seiner Ansicht das erste und nicht das kleinste der ihm auferlegten Leiden.

Während er Regina zur Ruhe ermahnte, zu den Speisen und zum Weine nöthigte, damit sie frisch und kräftig sei, sah er von fünf zu fünf Minuten nach der Uhr, hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch der Straße, den Wagen zu erspähen, der sie zum Thea-

ter fahren sollte. Er war aufgeregter als sie selbst. Es litt ihn nicht auf seinem gewohnten Platze am Kamine, als man den Kaffee trank. Er fragte nach dem Mantel, nach der Capuze der Freundin, er holte einen Shawl herbei, den sie zur Vorsicht noch mit sich nehmen sollte, um sich bei der Rückkehr nicht zu erkälten, und dazwischen drückte er die Brille an die Augen, Regina aus der Ferne zu betrachten, oder er trat unerwartet an sie heran, gab ihr die Hand und rief: „Sie werden Furore machen, Regina! Furore! sage ich Ihnen!“

Endlich hörte man Räder rollen und einen Wagen vor der Thüre halten.

„Das ist er!“ rief Larssen. Regina wechselte die Farbe.

„So laßt uns aufbrechen!“ sagte sie mit sanftem Tone. Larssén band ihr selbst den Mantel um. Die Hände zitterten ihm, als er es that. Dann reichte die Sängerin ihm und dem Doctor die Hand zum Abschiede, und verließ mit Cornelien das Gemach, die ihr versprochen hatte, sie an diesem ersten Abende zum Theater zu begleiten.

Larssen führte sie die Treppe hinunter. Erst als der Wagen fortgefahren und mit den Augen nicht mehr zu erreichen war, kehrte er in das Zimmer zurück. Aber auch jetzt noch fand er keine Ruhe. Mit schnellen Schritten ging er mehrmals in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor dem Doctor stehen.

„Kannst Du Dir es denken," sagte er, „daß ich mich verantwortlich fühle für sie? — Verantwortlich, als wäre sie mein Kind? mein eigen Fleisch und Blut? — Der und Jener hat sich eingebildet, als ich noch zu Hause in dem alten Neste saß, in dem ein Mensch, wie ich, nur ein Pedant oder ein Taugenichts werden konnte, Der und Jener hat sich eingebildet, ich hätte ihn verführt, und nie habe ich Reue, nie habe ich eine Verantwortlichkeit dafür empfunden. Wer zwang die Bursche mir nachzufolgen? Ich lebte mir selber, nicht zu ihrem Beispiele! — Aber für dies Mädchen, für dieses seltene Mädchen, da fühle ich mich verantwortlich. — Ich, ich habe sie mit Erich bekannt gemacht, ich bin die Veranlassung ihres Unglücks geworden, das nur sie so sanft und

glorreich überstehen konnte. Aber ich brachte sie auch in das Conservatoir! Auch ihr Glück wird mein Werk sein! Und," sagte er nach einer Weile, „wenn es möglich wäre, wenn die Hoffnungen fehlschlügen, die ich für sie hege, wenn sie nicht das Wunder wäre, das ich mit Zuversicht in ihr erblicke, wenn ihr nicht die glänzende Zukunft beschieden wäre, die ich für sie erwarte, so soll ihr doch Nichts fehlen. Ich, ich will für sie arbeiten. Ich arbeite gern! und was ich besitze und erwerbe, das soll das Ihre sein."

Er wendete sich ab, sich die Augen zu trocknen, auch der Doctor war ergriffen. Larssen's ganzes Wesen war verändert in diesem Augenblicke. Die schöne, selbstlose Liebe verklärte es. Er gönnte jedoch seiner Bewegung nur kurze Frist. Es drängte ihn Reginen zu folgen, und eben brachen die beiden Freunde auf, nach dem Theater zu gehen, als die Thüre sich öffnete und Georg hereintrat. In demselben Augenblicke lag er an des Doctors Brust, der den schönen kräftigen Mann mit Herzlichkeit umarmte.

„Ich konnte nicht in London, Dir nicht

so nahe sein," sagte Georg, „ohne Dich zu sehen."

„Seit wann bist Du zurück?" fragte der Doctor. —

„Heute vor acht Tagen bin ich in Southhampton gelandet. In London fand ich Eure Briefe vor, und heute bin ich eben hier. Wo aber ist Cornelie?"

Der Doctor gab ihm Auskunft, Larssen jedoch ließ ihn nicht enden. „Das Alles hat Zeit!" rief er, „das Alles kannst Du später erfahren, nur das Eine vernimm jetzt: Du kommst zur guten Stunde! Du sollst den Aufgang eines neuen Gestirnes erleben, Du sollst die Tosta debütiren hören! Du sollst erleben, was Du weder in Indien noch in Amerika erleben konntest, was man auf der Bühne nicht erlebt hat, seit die Malibran in Eurem kalten Manchester hinsterben mußte! Also komm!"

Mit freundlichem Drängen trieb er die Freunde zum Aufbruch, und bald saßen der Doctor und Georg in einer Prosceniums-Loge neben einander, während Larssen sich zu Reginen begeben hatte,

um mit Cornelien ihr bis zu ihrem Auftreten zur Seite zu bleiben.

Georg war mehrere Jahre von Europa entfernt gewesen. Nur einmal hatten er und Cornelie sich wiedergesehen, seit sie im Vaterhause von einander geschieden waren. Als die Schwester nach Paris gekommen, hatte Georg sich in Amerika befunden, dann war sie nach seiner Rückkunft zu ihm gegangen, einige Monate in London mit ihm zuzubringen, und bald darauf hatte er sich nach Ostindien eingeschifft. Dort hatte er bis jetzt gelebt.

Der Doctor fand ihn sehr verändert. Die südliche Sonne hatte seine ohnehin dunkle Farbe noch gebräunt. Seine militairische Haltung hatte einer großen Ungezwungenheit der Bewegungen Platz gemacht. Die bürgerliche Tracht, der kurze, volle Bart, den er gegen die englische Sitte um Kinn und Wangen stehen ließ, machten ihn für den ersten Eindruck vollkommen fremd erscheinen. Indeß schon die ersten Worte zeigten, daß die Herzen der Freunde sich nicht fremd geworden waren. Nur die ernste Reife, nur die größere Ruhe, welche

sich in Georg jetzt unverkennbar kundgaben, erinnerten den Doctor an die Jahre, welche der jüngere Freund von ihm getrennt verlebt hatte, an die mannigfachen Erfahrungen, die er gemacht. Aber der Erörterung war für jetzt nur wenig Raum gegönnt.

Der Musikdirector nahm seinen Platz ein, die ersten Klänge der Ouvertüre erschallten und mit dem Anschwellen und Brausen der Toneswogen stiegen die Theilnahme und die Spannung in den Freunden. Georg hatte durch die Schwester und durch Larssen viel von Regina gehört, aber er kannte sie noch nicht, denn Cornelie war ohne ihre Begleitung in England gewesen. Selbst die näheren Umstände ihres Schicksals waren ihm verborgen. Nur dem Doctor hatten Cornelie und Larssen sie vertraut, und als man in Erwartung Georg's berathen hatte, ob man ihn in das Geheimniß ziehen müsse, hatte Cornelie sich dagegen ausgesprochen, um der Freundin die Begegnung mit dem Bruder Erich's zu erleichtern, vor der Regina stets erbangt hatte.

Gespannt auf ihren Anblick gingen für Georg die Ouvertüre und die erste Scene in Erwartung

vorüber. Endlich hatte Leporello sich zurückgezogen, und ein Ausruf der Bewunderung ertönte von allen Ecken, als Donna Anna, den fliehenden Don Juan verfolgend, auf der Scene erschien.

Schon die ersten Worte, jenes gewaltige: „Ja! ich wage selbst mein Leben, Räuber, du entgehst mir nicht!" elektrisirten die Hörer. Die Kraft und Reinheit der Stimme, der Schmerz, die Angst, die Liebe und der Haß, welche aus den Klängen sprachen, hatten etwas Ueberwältigendes, und von Minute zu Minute wuchs der Beifall des Publikums Regina über sich selbst hinweg zu tragen.

Jede Scheu, jedes Bedenken und Wollen waren verschwunden für sie. Was hatten die Menschen um sie her mit dem Entsetzen, mit der Schmach, mit dem Zorne zu thun, die in Donna Anna's Busen brannten? Was mit der aufzuckenden heißen Liebe, die sie zu dem Verräther zog? Was mit jener schauervollen Seligkeit der unfreiwilligen Hingebung, die sie zu seiner Mitschuldigen gemacht? — Regina wußte nicht mehr, daß sie eine erlernte, vielfach studirte Rolle spielte. Sie selbst erlebte das Alles, Alles war neu, war

überwältigend für sie. Sie war Donna Anna! Sie war es ja selbst, das entehrte, von schneller Liebesgluth erfaßte Weib. Ihre ganze Vergangenheit lebte in ihr auf, stellte sich dar in einer kunstgeschaffenen Gestalt. Sie wollte den Verräther fesseln, mit den Worten des Zornes, mit den Thränen der Liebe. Sie wollte den Fliehenden nicht lassen, um ihn sich, sich selber, nicht der strafenden Gerechtigkeit zu erhalten. — Sie war ein Wunder, ein schönes, nie dagewesenes Wunder für Alle, welche sie sahen und hörten.

Als dann der Comthur erschien, der Zweikampf begann, der Greis seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, Don Juan entflohen war, da richtete Donna Anna sich aus ihrer Erstarrung empor. Ihr Blick sah verständnißlos und doch vom Grauen furchtbarer Ahnungen erfüllt, in die Leere, die sie umgab. Wie nach einem Weltuntergange stand sie da. Alles war für sie verloren, und mit einem Aufschrei der Verzweiflung, die den Verlust zu begreifen anfängt, stieß sie die herzzerreißende Klage hervor: „Welch ein schreckliches Bild erscheint vor meinen Augen!“

Kein Laut regte sich in dem Auditorium, kein Auge blieb trocken. Von Minute zu Minute steigerte sich die Kraft ihres Spieles, bis es in dem Verlangen des Racheschwurs, in dem Donna Anna ihre Liebe zu ertödten sucht, den Höhenpunkt erreichte, und das Publikum in fanatische Beifallsbezeugungen ausbrach.

Matt und bleich, als hätte sie die Schrecken eben selbst erlebt, trat sie in die Coulissen zurück. Sie hörte nicht die Glückwünsche des Directors, nicht der Mitspielenden Lob, die sich zu ihr drängten. Sie warf sich in Corneliens Arme, und ließ sich fast willenlos von dieser in ihre Garderobe führen. Da stand Larssen, die Augen voller Thränen, die Hände gefaltet und blickte sie sprachlos an. Regina sah ihn nicht. Hingerissen von der Gewalt der Eindrücke, welche sie bestürmten, warf sie sich Cornelien zu Füßen.

„Dir! Dir allein danke ich das! Dir allein! die Du mich aufgenommen hast an Dein Herz, wo Jede an Deiner Stelle mich von sich gestoßen hätte. Dir danke ich, daß meine Seele sich reingebadet in dem Aether der Kunst; Dir danke ich

Alles, Alles, was ich bin!" rief sie aus. Sie weinte im Ueberwallen ihrer leidenschaftlichen Freude. Cornelie hob sie auf, drückte sie an ihr Herz und sagte: „Du lohnst mir überreich, was so natürlich war! Vergiß den Treuen nicht, vergiß nicht unsern Rath und unsere Stütze!"

Sie hatte Larssen die Hand gereicht und ihn herbeigezogen; Regina umarmte ihn, er wagte nicht sie anzurühren.

„Wie habe ich das Glück verdient!" sprach er endlich, „ich, grade ich!" Da traten der Doctor und Georg in das Gemach, und seine Erschütterung mit spottendem Humor bemeisternd, rief Larssen gegen sie gewendet: „Steh ich nicht da, wie Saul, der Sohn Kiß, der ausgesendet ward, seines Vaters Eselin zu suchen und der ein Königreich fand! Ehrbarere Verhältnisse sollte ich mir erwerben, meinte der Baron, und ich gebe dem Vaterlande seine beste Schriftstellerin, ich gebe der Welt eine Sängerin, wie sie keine andere je gehabt hat!"

Indeß Niemand hörte ihn. Cornelie war hingenommen von dem Wiedersehen des Bruders, und

das Zeichen erschallte, das Regina auf die Bühne rief.

Ihr Triumph war ein vollständiger. Nach jedem Acte wurde sie gerufen, der Beifall beim Schlusse der Vorstellung wollte kein Ende nehmen. Man drängte sich an den Wagen, sie bei'm Einsteigen noch einmal zu sehen, und betäubt und freudebebend langte sie in der stillen Wohnung ihrer Freundin an.

Mit diesem ersten Auftreten auf der Bühne war Reginens Geschick entschieden. Schon am folgenden Morgen unterzeichnete sie einen Contract für die große Oper. Eine glänzende Unabhängigkeit, ein Leben voll Arbeit, Erfahrung und Genuß breiteten sich plötzlich vor ihr aus. Getheilt zwischen ihren Studien und den Ansprüchen, welche die große Welt an sie zu machen begann, bedurfte sie ihrer ganzen Sammlung, sich nicht durch die Masse der Eindrücke verwirren zu lassen, welche sie bestürmten, und die ruhigen Abendstunden mit Cornelien und den Freunden waren ihr Erholung, wenn sie nicht auf der Bühne zu erscheinen hatte.

Auch Georg, der nach jahrelanger Arbeit sich Ruhe gönnen wollte, war in Paris geblieben, und hatte sich bereits in den Kreis der Schwester eingelebt, als der Sylvesterabend sie nach heimischer Sitte vereinte. Wie es in solchen Stunden natürlich ist, in denen man einen bestimmten Lebensabschnitt beendet hat, konnte es an Rückblicken in die Vergangenheit nicht fehlen.

„Mir ist der Unterschied zwischen der früheren und der jetzigen Zeit," sagte der Doctor, „nie schlagender entgegengetreten, als an dem Abende vor Reginens erstem Debüt. Nie habe ich lebhafter an eine Unterredung gedacht, die ich einmal vor langen Jahren mit Dir, Georg, mit Deinem Bruder und mit Friedrich hatte."

„Welche Unterredung meinst Du?" fragte der Angeredete.

„Erinnerst Du Dich des Abendes, da die ersten Nachrichten von der Julirevolution nach unserer Heimath kamen und Erich und Friedrich so warm die Rechte des Bestehenden vertheidigten?"

„Vollkommen deutlich!" antwortete Georg, An jenem Abende fand mein Zerwürfniß mit

dem grade anwesenden Hauptmann statt, und die Störung meiner Dienstverhältnisse begann. Du predigtest uns damals die Lehre von der Wandlung des Menschen!"

„Und hat sie sich nicht bewährt, mein Freund? hat sie sich nicht an Jedem von uns unwiderleglich bewährt?" fragte der Doctor. „Als ich die Tochter Deines Vaters, als ich Cornelie neulich freudestrahlend in einem Ankleidezimmer der großen Oper vor mir sah, wie sie den Erfolg ihrer Freundin, eines armen Bürgermädchens, als ihr eignes Glück genoß; als ich Regina emporgehoben sah von dem Zuruf der Menge, die den Namen der bis dahin Namenlosen jetzt durch die Welt trägt; als ich Dich mit Zufriedenheit und Behagen Cornelien von Deinen merkantilischen Erfolgen in fernen Zonen sprechen hörte, da habe ich jener Unterredung gedacht, und unseren beiden damaligen Genossen, Friedrich und Erich, Wandlungen gegönnt, wie wir sie erlebt, wie sie uns unserer Zufriedenheit entgegengeführt haben!"

Georg stimmte ihm bei, Larssen aber rief: „Komische Menschen, die Ihr seid! als ob Ihr

allein Wandlungen erlitten hättet? Als ob ich nicht viel größere durchgemacht habe? Ist es nicht mehr als eine bloße Wandlung, ist's nicht ein Wunder, aus dem alten Vater Larssen ein rangirter Mann zu werden? Ist's nicht ein Wunder, daß ich Wein trinke aus solchen Finkennäpfchen, wie Cornelie sie uns bietet, statt mich in Humpen jenes diabolisch starken Punsches zu versenken, den ich nicht wieder zu genießen meine, wenn Mephisto ihn mir nicht einmal zum kühlenden Willkomm in dem Fegefeuer kredenzt, vor dem mich aber, wie ich zuversichtlich glaube, meine Liebe für unsere lieben Frauen, Cornelie und Regina, bewahren wird. Unseren lieben Frauen also!" wiederholte er, sein Glas zum Toast erhebend. Die Freunde stießen lachend mit ihm an.

Als Corneliens Glas mit dem des Doctors an einander klang, sagte sie: „Auf Ihre Unwandelbarkeit! Denn der Einzige, der unverändert sich gleich geblieben ist, sind Sie!"

„Ich! Cornelie?" fragte er. „Welch schlimmes Zeugniß stellen Sie mir mit der Behauptung aus. Glücklicher Weise ist sie aber nicht wahr."

„Und sind Sie nicht derselbe geblieben für und für? Derselbe treue, werkthätige Freund? Der vorsichtig schonende Leiter unserer Jugend, der uns immer wieder das Sternbild zeigte, dem wir folgen sollten? Hat Ihr Eifer für Menschenwohl, für Freiheit sich vermindert? Worin wollen Sie sich geändert haben? Es würde mir auch schmerzlich sein, wäre es der Fall.“

„War ich, waren wir unser und unserer Liebe denn von Jugend an so sicher?“ fragte er, während sein Auge zu ihr hinüberschaute und ihr Antlitz in freudigem Widerschein erglühen machte.

Die Anwesenden waren überrascht. Alle kannten die tiefe, ruhige Neigung, welche Cornelie und den Doctor verband, aber niemals war das Wort derselben vor den Anderen ausgesprochen worden, und Alle begrüßten es mit Freuden.

„Es ist mir eine Genugthuung,“ sagte Georg, „daß ich es Euch nun sagen kann, wie ich mich Eurer Liebe freue, wie es mir wohlthut, Cornelie, die ich in solch kränkelndem Seelenzustande verließ, jetzt gesund und glücklich wiederzufinden. Laßt mich denn auch, da wir einmal nach langen

Jahren zu so guter Stunde wieder beisammen sind, eine Frage an Euch thun, die ebenfalls auf eine Wandlung hinaus läuft.“ Er hielt inne, dann sprach er gegen den Doctor und die Schwester gewendet: „Ihr liebt Euch, Ihr ergänzt Euch und seid glücklich mit einander; warum seid Ihr nicht längst schon Mann und Weib geworden?“

„Er fragt, als ob er die Wilden vor sich hätte, unter denen er gelebt hat!“ fuhr Larssen auf.

„Nein!“ sagte der Doctor, „er fragt, wie ein Mensch gesunde Menschen fragen mußte, und er hat Recht, wir verlangen nach dieser letzten Vereinigung, ohne welche der Liebe ihre Vollendung fehlt!“

„Aber was hält Euch ab, sie zu erreichen?“ rief Georg.

„Ich hatte immer noch gehofft, des Vaters Zustimmung, die wir erbeten haben, zu erlangen!“ entgegnete Cornelie bewegt.

„Und er verweigert sie?“

„Sind die Zustände Deiner Heimath Dir so fremd geworden, kennst Du Deinen Vater so we-

nig," meinte der Doctor, „daß Du glaubst, er sähe die Civilehe, die allein für Cornelie und mich, für die Christin und den Juden möglich ist, als eine legitime Verbindung an? Er hat uns beschworen, ihm diese letzte Kränkung zu ersparen, er hat der Tochter mit Enterbung, mit seinem Fluch gedroht — —"

„Und das Alles erfahre ich erst jetzt? Das Alles hast Du geduldet ohne mich?" rief Regina.

„Sollte ich Dir die Tage Deiner ernsten Arbeit, die Stunden Deines ersten Triumphes mit diesen Sorgen trüben? Trug Er sie nicht mit mir?" antwortete Cornelie und reichte dem Doctor die Hand, der sie herzlich drückte.

„Aber Erich, hat Erich nicht für Dich gesprochen?" fragte Georg die Schwester.

„Erich?" wiederholte sie, stand auf, suchte aus ihrem Schreibtisch einen Brief hervor und reichte ihn dem Bruder hin. Nach einer Einleitung, in welcher Erich die Stimmung und den Kummer des Vaters schilderte, hieß es darin: „Du weißt, geliebte Cornelie! wie fern mir alle Vorurtheile sind, wie hoch ich den Doctor halte, wie stolz

ich darauf sein würde, ihn einen der Unseren zu nennen, und wie erfreut, Dich zufrieden zu sehen. Aber so wenig ich im Stande gewesen wäre, mein Glück auf Kosten unseres Vaters zu bauen, so wenig darf ich Dir rathen es zu thun. — Ohne eine ascetische Weltanschauung zu hegen, sehe ich Selbstbefriedigung nicht als das letzte Ziel des Menschen an. Ich habe, glaube mir das, es in schwerem Kampfe an mir selbst erfahren, daß in der Entsagung, in Selbstüberwindung eine erhebende Kraft liegt. Du mußt entsagen, Du mußt es, Cornelie! Die Familie, des Vaters Wille haben Ansprüche an uns, die wir neben die eignen Wünsche stellen müssen, denn Jeder bleibt der Schuldner der Familie, der er angehört. Du darfst dem Vater, dem Deine früheren religiösen Verbindungen, dem Deine Entfernung aus dem Hause und Deine literarische Laufbahn ohnehin kränkend genug gewesen sind, nicht das Leid zufügen, eine Ehe zu schließen, welcher in seinen Augen und in den Augen von Millionen unserer Zeitgenossen die rechte Heiligung fehlt.

„Ich selbst, obschon alle Kirchlichkeit im been-

genden Sinne mir fremd ist, ich selbst erkenne die Berechtigung der bürgerlichen Ehe natürlich unbedenklich an, aber ich kann Dir nicht verbergen, daß für mein Empfinden ihr die Schönheit, die Würdigkeit fehlen, welche die kirchliche Trauung der Ehe verleiht. Die Ehe müßte eigentlich, da sie nach ihrem Wesen ein Mysterium ist, auch unter uns, wie bei den Katholiken, ein Sacrament und unauflöslich sein. Nicht nur mein Gefühl, auch meine politische Ueberzeugung spricht für die strengste Aufrechterhaltung der Ehe im staatlichen und kirchlichen Sinne. So sehr es mich schmerzt, Dir damit wehe zu thun, kann ich Dir nicht verbergen, daß eine Civilverbindung, welche die Ehe aus der Sphäre ihrer Heiligkeit in den Bereich eines fast kündbaren bürgerlichen Contractes herabzieht, nach meinen und nach Sidoniens Ansichten ein Verhältniß ist, welches Dich eingehen zu sehen, mich um Deinetwillen betrüben würde!"

Georg las nicht weiter. Ein Ausdruck von Mißbilligung und Zorn flog über seine Züge, während er verächtlich die Achseln zuckte.

„Das ist der ganze Erich," rief Larssen, „so

war er von seiner Jugend an! Immer hat er seine Verstandesüberzeugung verleugnet aus liebender Nachgiebigkeit. Er wird hart und ungerecht um dieser schwachen Güte willen, und doch leidet er selbst am meisten, wenn er Andere leiden macht." Regina erbleichte bei Larssen's Worten. Georg bemerkte es und sah bald sie, bald die Andern fragend an, denn ihre Bewegung konnte Niemand entgehen.

„Kennen Sie meinen Bruder?" fragte er, und ließ den forschenden Blick auf ihr ruhen, den die Nothwendigkeit der Menschenbeobachtung dem Vielgereisten angeeignet hatte.

„Ja, ich kenne ihn!" antwortete sie verwirrt.

„Und Sie finden das Urtheil wohl zu hart?"

„Fragen Sie mich nicht! nur jetzt nicht! Sie sollen Alles wissen! Alles!" bat sie bewegt. Plötzlich aber stürzten ihr Thränen über die Wangen herab, und mit dem Ausruf: „Gott, warum habt Ihr ihn betrogen?" stand sie schnell vom Tische auf und verließ das Zimmer. Cornelie eilte ihr nach.

Die menschliche Vorsicht und Berechnung zeigten sich in ihrer ganzen Unzulänglichkeit. Alle

hatten es gleichmäßig zu bereuen, daß man nicht offen und einfach zu Werk gegangen war. Schmerzen, die man sich ersparen will, brechen meist doppelt schwer herein.

Georg war betroffen. „Was war das?“ fragte er.

„Ein Unglück !Ein himmelschreiender Frevel!“ rief Larssen emphatisch.

„Regine war Erich's Geliebte. Als er sie verlassen hatte, fand Cornelie sie und nahm sich ihrer an. Es war Corneliens Wille, daß man's Dir verbergen sollte!“ sprach der Doctor ruhig.

Georg war blaß geworden und preßte die Lippen wie im Schmerz zusammen, aber er faßte sich schnell. „Thörichte Vorsicht!“ — stieß er heftig heraus, „Das arme Weib so zu quälen! Und weshalb! Bin ich denn Erich?“

Er ging in das Nebenzimmer, in das sich die Frauen begeben hatten. Als er zurückkehrte, folgten sie ihm nach. Regine sah bleich und thränenmüde aus, setzte sich aber mit den Andern wieder zur Tafel nieder. Larssen verwendete kein Auge von ihr. Georg war der Erste, der die

Unterhaltung wieder zu dem Punkte zurückwendete, an dem sie unterbrochen worden war.

„Da das Thun und Handeln doch in allen Fällen die Hauptsache ist," sagte er zum Doctor, „so erklärt mir, was denkt Ihr zu thun, da Ihr die Einwilligung des Vaters zu Eurer Heirath nicht erhalten werdet?"

„Was jeder Vernünftige in solcher Lage thun muß!" entgegnete der Doctor. „Ihr hättet es jeden Falls noch heute erfahren — —"

„Was?" fragte Georg.

„Daß ich Dich und Larssen bitten wollte, übermorgen mit uns auf der Mairie den „kündbaren Contract" zu unterzeichnen, wie Erich es nennt. Er wird es wohl noch einsehen lernen, daß eine überlegte Verbindung selbst gewisser, lebenssicherer Menschen zwar kein Sacrament und kein Mysterium, dafür aber eine schöne sichere Anwartschaft auf Frieden und auf Freude ist!"

„Du fester, treuer Bürge meines Glücks!" sagte Cornelie, indem sie sich an den Geliebten schmiegte, der sie umarmte.

„Da schlägt es zwölf!“ rief Georg. „Laßt uns denn das Neujahr begrüßen, als das Jahr des beginnenden Heils für Cornelie und für Dich, und möge es uns Allen gewähren, was wir zur Befriedigung bedürfen! Möge uns Allen diese Stunde eine gesegnete sein!“

Drittes Kapitel.

Cornelie und der Doctor waren seit vier Monaten verheirathet, als man im Schlosse ein Familienfest feierlich begangen hatte.

Der letzte Wagen der Gäste verließ das Schloß, als der junge Gutsherr die stattliche Rampe hinabstieg, sich nach dem Pfarrhause zu begeben, das jetzt sein Freund bewohnte.

Dieser hatte sich schon zeitiger von dem Mittagsmahle entfernt, durch das Sidonie alljährig die Wiederkehr ihres Hochzeitstages zu feiern pflegte, und erwartete Erich, noch einen Gang mit ihm in's Freie zu machen, und des warmen Frühlingsabends gemeinsam zu genießen.

„Kommen die Frauen nicht mit?“ fragte er, als Erich bei ihm eintrat.

„Nein!“ antwortete dieser, „Sidonie macht mit dem Vater seine Partie Tarock.“

„Aber meine Frau?“ wendete Friedrich ein.

„Sie sagte, sie wolle sich nicht umkleiden, und in dem hellen Kleide könne sie nicht durch die Felder gehen. Auguste ist ja überhaupt keine Freundin von zwecklosen Wegen, wie sie's nennt!“

Friedrich entgegnete Nichts und sie brachen auf. Der Abend war still, der Mond schwamm leise an dem silberblauen Himmel unter weißen, leichten Wolkenstreifen fort. Schnell und wirbelnd schwirrten die Maikäfer an den langsam gleitenden leuchtenden Johanniswürmchen vorüber. Aus allen Gärten und Hecken drang der Duft des Flieders und des Jasmins hervor. Die Heuschrecken zirpten im Grase, und wie leichter silberner Flor legte es sich thauschimmernd über Wiese und Feld. Der Frühling hatte sich in seiner ganzen Lieblichkeit entfaltet, beide Freunde erquickten sich daran in schweigendem Wandeln, bis Erich endlich sagte: „Es ist mir bei dem vortrefflichen Wesen Sido-

niens immer ein Räthsel geblieben, daß ihr der Sinn für Naturgenuß fast ganz verschlossen ist. Ich beklage das für sie noch mehr als für mich, denn sie entbehrt so viel dadurch!“

Statt eine Entgegnung auf diese Bemerkung zu machen, fragte Friedrich: „Hast Du irgend etwas Unangenehmes erfahren? Du scheinst mir heute so verstimmt vom Morgen an.“

Der junge Baron, wie man Erich auf dem Gute noch immer zum Unterschiede von seinem Vater nannte, obschon der Letztere sich seit vier Jahren in die Stadt zurückgezogen und dem Sohne das Erbgut überlassen hatte, — der junge Baron antwortete nicht gleich, sondern sagte erst nach einer Weile: „Es ist ein eigen Ding mit unseren Erinnerungen; sie sind unwillkürlich wie die Träume, wir haben keine Macht über sie. Heute sind es nun sieben Jahre, daß ich verheirathet bin. Meine Ehe ist so glücklich als möglich, dennoch“ — — er hielt einen Augenblick wie in Sinnen verloren inne, und fuhr dann mit einem Seufzer fort — „dennoch taucht an solchen Tagen wie der heutige ein Erinnern in mir auf.

Nenne es Liebe, nenne es Reue, ein Erinnern, das mir den Blick trübt für das Gute, das Unschätzbare, das ich besitze, und grade an meinem Hochzeitstage mehr als an jedem andern. Sage mir ehrlich, hast Du Nichts, wirklich gar Nichts mehr von Regina gehört?"

„Nein! auf mein Wort, nicht das Geringste! Heute vor fünf Jahren erhielt ich den letzten Brief von ihr, den ich Dir auf ihr Verlangen zeigte. Es war der Brief, durch den sie uns versöhnte und in dem sie mich bat, Dich und mich über ihre Zukunft zu beruhigen, von der sie selbst das Beste für sich erwartete. Du besitzest ja den Brief!"

„Sie kannte den Tag meiner Vermählung, sie muß also damals nothwendig mit Personen in unserer Umgebung Zusammenhang gehabt haben, und doch war und ist sie meinen und Deinen Nachforschungen so spurlos entschwunden!" sagte der Baron nachdenkend.

„Auch mir," meinte Friedrich, „ist es stets räthselhaft geblieben, weshalb sie sich so hartnäckig verbirgt. Nur die Deutung bleibt mir

übrig, daß sie jede Erinnerung an Dich dadurch vermeiden will.“

„Die Erinnerung vermeiden!“ wiederholte Erich. „Das ist's! das ist es sicher! Danke Deinem Schicksal, daß es Dich vor solchen Rückerinnerungen bewahrte. Mag ich mir auch sagen, daß ich nicht anders handeln konnte, daß Regina selbst die Nothwendigkeit unserer Trennung begriff, daß Tausende wie ich gefehlt, Tausende wie sie gelitten — es bleibt eine Wunde zurück, die nicht vernarbt. Es bleibt ein Schmerz, sich sagen zu müssen: ich habe das Weib verlassen, das ich allein mit rücksichtsloser Liebe liebte!“

„Ich verstehe das vollkommen!“ meinte Friedrich. Mephisto's diabolisches: sie ist die erste nicht! ist kein Trost. Jeder Schmerz ist ewig neu, ewig derselbe ursprüngliche, nie dagewesene, für Jeden, der ihn an sich erleidet. Der Mensch steht mit all seinen persönlichen Erfahrungen dem Leben so individuell gegenüber, als hätte noch kein Anderer sie vor ihm gemacht. Alle theoretischen Erfahrungssätze fremder Vergangenheit sind Nichts für den gegenwärtig Erfahrenden. Sie

erleichtern unser Leben, unsere Schmerzen so wenig, als der Tod aller jener Millionen, die vor uns starben, uns das Sterben erleichtert. Jeder für sich selbst! das ist die wahre Devise unseres Daseins."

„Sie klingt freilich befremdlich grade aus Deinem Munde, aus dem Munde eines Geistlichen und eines Idealisten!"

„Um so mehr darfst Du glauben, daß ich erwäge, was ich damit sage! Ich bin dahin gekommen, die Erlangung jener Zustände, die wir als idealistisch bezeichnen, nur durch ganz realistische Mittel für möglich zu halten, und jeder neue Tag bestärkt mich in dieser Ueberzeugung."

„Da wir einmal davon sprechen," sagte Erich zaudernd, „so laß mich Dir bemerken, daß ich den Einfluß, den Du auf die Leute ausübst, nicht nach allen Seiten einen glücklichen nennen möchte."

„Wer könnte das auch von sich rühmen," meinte der Andere. „Wer könnte sagen, daß jedes Saatkorn aufgeht und die rechte Frucht bringt? Man muß zufrieden sein, den besten Samen, den man kennt, mit sorglicher Hand zur rechten

Zeit zu streuen. Das Uebrige thut dann Luft und Wasser und die Natur des Bodens, auf den die Saat gefallen ist!"

„Die Frage ist nur, lieber Friedrich," wendete der Baron begütigend ein, „ob auch die Zeit die rechte, ob der Boden der rechte ist? — Mißverstehe mich nicht! ich verkenne in keiner Weise das Vortreffliche, das wir Dir hier verdanken, die Verbesserung der Schulen, die Gewöhnung der Wirthe, ihre Zusammenkünfte nicht bloß mit Kartenspielen und mit Biertrinken auszufüllen, sondern sich wenigstens zwei Mal in der Woche durch die Vorlesungen des Schulmeisters über manche rationelle Dinge zu unterrichten. Alles, was Du in dem Betrachte thust und thatest, war ganz vortrefflich. Ob Du aber Recht hast, die Leute in Deiner Weise aufzuklären, das ist mir allerdings fraglich!"

„Was verstehst Du darunter?" fragte der Pastor.

„Ich meine, ob Du Recht thust, ihren Glauben zu erschüttern, und ihnen dazu noch Begriffe und Gedanken beizubringen, die in England und

Amerika an ihrer Stelle sein mögen, das weiß ich nicht, oder vielmehr, daran zweifle ich, mein Freund!"

Erich hatte diesen Tadel in der mildesten Form ausgesprochen, wie er denn überhaupt bemüht war, die theilweise Abhängigkeit, in welcher sich der Freund ihm gegenüber durch sein Amt befand, demselben so wenig als möglich fühlbar zu machen. Auch war das Verhältniß der beiden Männer ein sehr inniges und sie gegenseitig förderndes. Seit der Zwiespalt, der sich um Reginens willen zwischen ihnen aufgethan, durch deren eigene Großmuth ausgeglichen worden, hatte Nichts ihre Freundschaft getrübt, und mit Ruhe fragte der Pfarrer: „Von welchen Ideen sprichst Du, und mit der Verbreitung welcher Ansichten müßte ich Deiner Meinung nach vorsichtiger verfahren?"

„Mit allen denjenigen, welche ihren Ursprung im Socialismus haben. Es taugt Nichts, Friedrich! wenn dem Arbeiter gesagt wird: Jeder nach seiner Fähigkeit, jede Arbeit nach dem Aufwand ihrer Kraft! — Der Schulmeister, als di-

recter Verkündiger dieser Lehren, ist der Erste gewesen, der sich nicht genugsam besoldet glaubte und deshalb eine bestimmte Forderung um höheres Gehalt einreichte. Du unterstütztest sein Gesuch, und da er wirklich ein tüchtiger, junger Mann ist, hatte ich Nichts dagegen, ihm die Zulage von fünfzig Thalern und die kleine Beisteuer an Nahrungsmitteln zu gewähren, die Ihr gemeinsam für ihn in Anspruch nahmt. Das lag innerhalb der Möglichkeit und ich that es gern. Indeß grade sein Erfolg macht die Instleute und Arbeiter unruhig. Der Inspector klagt über eine Unwilligkeit unter ihnen, die immer fühlbarer werde."

„Und wodurch soll diese sich kund geben?" fragte Friedrich. „Ich habe nie eine Klage von ihnen gehört."

„Das liegt einfach darin, weil sie sich stark genug wähnen, ihre Forderung ohne Deinen Beistand durchzusetzen. Sie haben es durch den Hofmann dem Inspector bei der Abrechnung am letzten Sonnabend ziemlich unumwunden erklärt, daß sie in dieser Sommerernte für die lange Tag-

arbeit eine Zulage zu erhalten hofften, denn jede Arbeit sei ihres Lohnes werth!"

„Hältst Du den Anspruch denn für unbegründet," wendete Friedrich ein, „wenn Jemand, der für Dich durch einige Wochen täglich ein Paar Stunden länger als gewöhnlich arbeitet, für diesen Aufwand seiner Kraft Entschädigung verlangt?"

„An und für sich gewiß nicht!" meinte der Baron. „Indeß bei der Verwerthung eines Gegenstandes kommt zweierlei in Anschlag. Der Werth, welchen der Gegenstand für den Verkäufer, und jener, den er für den Käufer hat. Ich kann's nicht hindern, daß die Leute den Werth ihrer Arbeitskraft auf täglich zwei Groschen höher anschlagen, als es jetzt geschieht, es ist auch Nichts dagegen einzuwenden, daß sie's thun — ich kann ihre Arbeit aber zu dem Preis nicht brauchen, so lange ich sie billiger haben kann."

„Laß die specielle Frage für den Augenblick ruhen, wenn es Dir recht ist," meinte der Freund, „und sage mir, ob überhaupt die Gutsverwaltung, ob der Gutsherr nicht bestehen könnte bei dem erhöhten Arbeitslohn?"

„Lieber Friedrich!“ entgegnete der Baron ausweichend, „es ist hier mit der Beantwortung Deiner positiv gestellten Frage Nichts gethan. Es handelt sich um das Princip. Die Theorie, von der Du Dich trotz deiner Abneigung gegen abstracte Theorien immer noch nicht frei machst, die socialistische Theorie hat die Association zur Grundlage. Wir aber, hier auf dem Lande, haben keine Association. Es kann auch keine solche geben zwischen uns, den Besitzenden und den Nichtbesitzenden, dafür aber liegt auf uns, den Gutsbesitzern, die Solidarität in einem Grade, wie kein System der Welt sie stärker fordern, und wie sie nur bestehen kann, wenn die Leute auch uns solidarisch verpflichtet sind!“

Friedrich wollte eine Einwendung machen, Erich aber sagte: „Nein! laß mich vollenden, denn die Sache ist sehr einfach. All' diese Instleute sind auf mich gewiesen. Sie haben ihr halbes Haus, ihr Stück Land Jahr aus Jahr ein von mir für gleichen Zins in Pacht und Miethe, mag der Ausfall der Ernte gut oder übel, mag der Werth der Producte hoch oder niedrig sein. Ich leiste

auf alle Chancen des Gewinnes von dem Lande, das sie inne haben, Verzicht zu ihrem Besten. Ich trage alle Nachtheile des Verlustes für sie. Ja — mehr noch! Ich bin moralisch gezwungen, sie bei gänzlicher Mißernte zu versorgen, will ich nicht Noth und Seuche auf den Gütern um sich greifen lassen. Kann bei solch ungleichem Verhältniß von Association die Rede sein? Kann von Gegenseitigkeit in einem andern Sinne gesprochen werden, als etwa insofern, daß mir der Arbeiter für meine großen Verpflichtungen gegen ihn, seine Kraft zu dem hergebrachten Preise überläßt? zu dem Preise, der mir die Mittel giebt, ihn in Zeiten der Noth nicht darben zu lassen und ihn zu versorgen, wenn er hülfsbedürftig ist?"

Friedrich hatte ihn ruhig enden lassen, dann sprach er: „Du klagst mich des Idealismus an, und doch beruhen alle Deine Einwände auf der ideellen Voraussetzung einer wohlwollenden, menschenfreundlichen Gutsherrschaft. Sie beruhen auf Deinem persönlichen Bewußtsein, daß die Häuser Deiner Leute so gut als möglich sind, daß Du ihr Wohl im Auge hast und für sie Sorge trägst in

böser Zeit. Ist das aber auch auf den andern bei uns eingepfarrten Nachbargütern der Fall, auf denen sich Schaf- und Viehställe erheben, einer stattlicher als der andere, während die Leute schlechter wohnen als das Vieh? Kümmern sich dort die Gutsbesitzer nur halb so viel um das Wohlbefinden ihrer Leute als um den Zustand ihrer Heerden? und ist es auf jenen Gütern — —"

„Lieber Friedrich!" fiel ihm der Baron in's Wort, „Du predigst aber hier auf meinen Gütern — —"

„Ich predige aber auch für jene, und der Gebundene, der Gelähmte kann sich schwer befreien, wenn nicht die Freieren ihm das Beispiel geben und ihm behülflich sind!" entgegnete der Andere. „Um indessen auf Deinen besondern Fall zu kommen, glaubst Du nicht, daß Du selbst gewinnen würdest, wären die Leute so gestellt, daß sie in guten Jahren für die schlimmen sparen könnten? Die Hülfe die Du ihnen bei Mißernten gewähren mußt, hat ja grade in solchen Jahren bei dem gesteigerten Preise der Producte immer doppelten Werth, und —"

„Der Instmann, der Arbeiter sparen nicht!" unterbrach ihn Erich.

„Weil sie sich auf Dich verlassen!"

„Sie würden das immer thun, sie würden sich immer an mich wenden, immer meinen, daß unsere Mittel unerschöpflich sind!"

„Sie werden es", wendete Friedrich ein, „mindestens so lange sicher thun, als sie Deinen Erwerb ganz unverhältnißmäßig zu dem ihren glauben, so lange als sie Deinen Reichthum wachsen und ihre Lage nicht besser werden sehen. Du kannst die Menschen nicht blind machen für solche Dinge!"

„Es ist aber gefährlich, ihnen Augengläser zu schleifen, mit denen sie falsch sehen, weil sie sie nicht zu brauchen wissen!" meinte der Baron. „Und", fügte er dann hinzu, „so viel steht übrigens fest bei mir, ich gebe den Forderungen um Lohnerhöhung in keinem Falle nach. Ich will Etwas für die Leute thun, fällt die Ernte günstig aus und haben sie also große Arbeit, aber ich will es nach eigenem Ermessen thun. Ich will mir nicht Gesetze geben lassen auf meinem eigenen Grund

und Boden. Auch Sidonie räth mir, mich in keine solche Unterhandlungen einzulassen. Wohin sollte es auch führen? Die Forderung würde sich ja alljährig steigern! — Hätten sie heute Fleisch, so würden sie morgen Wein verlangen, wie meine Frau sehr richtig gestern sagte!"

Friedrich antwortete nicht darauf. Er wußte, daß der Freund sich meist nur dann auf Sidonie zu berufen pflegte, wenn er den gemachten Einwendungen keine haltbaren Gründe entgegen zu setzen vermochte. Erst nachdem sie schon den Rückweg angetreten hatten, nahm er daher die Unterredung wieder auf.

„Du hast mich heute", sagte er zu Erich, „vor der unvorsichtigen Verbreitung derjenigen Ideen gewarnt, welche Du als socialistisch bezeichnest, während ich thatsächlich Nichts lehre, Nichts in den Leuten zu erwecken strebe, als das Bewußtsein ihrer Menschenwürde, ihrer daraus hervorgehenden gerechten Ansprüche und der Pflichten, welche ihnen dadurch auferlegt werden. Dennoch will ich Deinen Rath beherzigen und vorsichtig sein. Laß aber auch Du Dich warnen vor Sidonien's Unerbittlichkeit!"

„Sidonie ist sehr gut, sehr brav!“ fuhr Erich auf.

„Sie ist gut und brav“, gab Friedrich zu, „aber sie ist dennoch häufig hart, weil sie nach bestimmten Grundsätzen handelt und bestimmte Ansprüche an die Menschen stellt. Sie kann unerbittlich sein, wo man gegen ihre Begriffe von Recht und Tugend fehlt, und sie trägt mehr Schuld an den gesteigerten Forderungen Deiner Leute, als Du glaubst. Wären Dein Hofmann und Dein Inspector nicht bis auf den Tod verfeindet, der Anspruch würde kaum erhoben worden sein!“

„Die Sache ist allerdings fatal!“ meinte der Baron, „und Einen von Beiden werde ich entlassen müssen!“

„Es wäre nie dazu gekommen, hätten Sidonie und nach ihrem Beispiele Auguste sich nicht hineingemischt. Ihre Strenge hat das Mädchen bis zu der Verzweiflung gebracht, in der sie sich das Leben nahm“, entgegnete Friedrich.

Und wieder schwiegen Beide, denn Beide schienen eine Erörterung zu meiden. Erst als sie vor dem Pfarrhause sich trennten, sagte Erich, indem

er dem Freunde mit Herzlichkeit die Hand gab: „Denke bei Deiner Wirksamkeit, die ich dankbar anerkenne, daß ich auch unter die Einwohner Deines Kirchspiels gehöre, für die Du Sorge zu tragen hast und mache mir die Leute nicht unmäßig in ihren Anforderungen. Es taugt uns Allen nicht!“

Viertes Kapitel.

Es war das erste Mal gewesen, daß Erich sich in so bestimmter Weise gegen den Freund über seine Ansichten erklärt hatte. Mehrmals aber war es schon zu vorbereitenden Erörterungen zwischen ihnen gekommen, und der junge Baron war häufig genöthigt gewesen, den Freund gegen seinen Vater, wie gegen Sidonie und einige seiner Gutsnachbaren zu vertreten, die ihn einer strafbaren Freigeisterei bezüchtigten.

Friedrich, an theologische Studien gewöhnt, aus der Anregung des Lehrsaals plötzlich in die Stille des Landlebens versetzt, hatte sich mit Eifer den kritischen Untersuchungen der Tübinger theo-

logischen Schule zugewendet, und die Ueberzeugung jener Männer in Kritik und Philosophie zu der Seinigen gemacht. Sein Glaube an die Autorität der Bibel, an ihre Dogmen, sein Glaube endlich an einen persönlichen Gott waren dadurch vernichtet worden. Seit Jahren durch den Spinozismus auf den Kultus der Natur, durch seine socialistischen Studien auf die Neugestaltung der Staatsgesellschaften vermöge materieller Mittel hingewiesen, fand er sich zu einem Standpunkte gedrängt, der ihn nicht nur von seinen Amtsbrüdern, sondern von seiner ganzen Umgebung absondern mußte.

Hatte er es Anfangs versucht, seine Ueberzeugungen mit denen seiner Gemeinde in so weit zu vereinen, daß er in seinen Predigten ihren Glauben zu schonen strebte, ohne dem seinigen zu nahe zu treten, so war ihm dies bald als eine Unredlichkeit erschienen. Mehr und mehr hatte er seine Vorträge in reine Untersuchungen über Moral und über die Pflichten des Menschen umgewandelt, die er den Zuhörern mit überzeugender Wärme und Klarheit auseinander zu setzen und an das

Herz zu legen verstand. Damit hatten sich die Vorlesungen verbunden, welche der Schulmeister den Wirthen hielt, und schon nach kurzer Zeit hatte sich für Friedrich's Erfahrung bestätigt, was der Doctor stets behauptet hatte, daß das Volk begierig sei sich zu unterrichten, wenn ihm der Unterricht in angemessener Weise dargeboten werde. Männer und Frauen hatten schnell und eifrig die Gelegenheit ergriffen, sich Aufklärung zu erwerben, und die Schulstube faßte kaum die Zahl derjenigen, die sich zu der sogenannten Lesestunde drängten.

Mochten im Dorfe und unter den Eingepfarrten der Nachbarorte auch Einzelne sich darüber beschweren, daß der Pastor nicht, wie sein Vorgänger, Gotteswort die Hauptsache in der Predigt sein ließ, mochte es ihnen nicht in den Kopf wollen, daß man ihnen jetzt ihr eigenes Thun und Treiben zum Gegenstande der Betrachtung machte, die Mehrzahl war damit zufrieden. Die verständigsten unter den Wirthen und Tagelöhnern sprachen es ganz offen aus, daß es ihnen lieb, sich über das zu unterrichten, was sie zunächst betreffe, und das ist ein Zeichen der Reife. Der reife

Mensch will das Zunächstliegende erfassen und ergründen, während die Jugend nach dem Fernen und die ungeregelte Phantasie des Kindes nach dem Fabelhaften, dem phantastisch Unerklärlichen verlangt.

Mit Freude konnte Friedrich es gewahr werden, wie die Einsicht seiner Pfarrkinder sich erweiterte, wie das Vertrauen zu ihm wuchs. Da man ihn, wie die Leute es nannten, bewandert fand in allen weltlichen Dingen und erbaulich im Geistigen, da er selbst ein Muster strengster Sittlichkeit und Gerechtigkeit darbot, und doch nachsichtig war mit aller menschlichen Schwachheit seiner Mitmenschen, so konnte es nicht fehlen, daß er einen wesentlichen Einfluß auf die Leute gewann. Man berieth ihn gern, und seine Wirksamkeit dehnte sich bald selbst auf die häuslichen Verhältnisse der Dorfbewohner aus. Nie war der Schulbesuch der Kinder geregelter, nie die Behandlung der Knechte und Mägde so gut gewesen, als seit Friedrich die Nothwendigkeit der Bildung und die Pflicht der Gerechtigkeit gegen den Arbeiter zu den Hauptmotiven seiner Predigten machte.

Aber nie zuvor auch hatten die Bauern mehr auf ihre eigenen Rechte und auf ihre Ansprüche an die Gutsherrschaft und die Regierung gehalten, als seit sie selbst zur Pflichterfüllung gegen ihre Kinder und Untergebenen angewiesen wurden.

Solche Verhältnisse konnten natürlich von denen nicht lange unbeachtet bleiben, welchen mit der Aufklärung ihrer Insassen nicht gedient war. Und wie jedes Gelingen Neid, wie jede Neuerung Widersacher erregt, so sah auch Friedrich sich bald von Uebelwollenden angefochten, denen sein Verhalten vielfach Gelegenheit zu ihren Angriffen darbot. Die Einen, durchdrungen von strenger Gläubigkeit, konnten sich mit einem Geistlichen von Friedrich's Bekenntniß nicht einverstanden erklären. Sie machten es dem Baron und Erich bei jedem Anlaß als einen Vorwurf fühlbar, daß sie ihnen durch ihren Einfluß einen Pfarrer aufgedrungen hätten, der Nichts weniger predige, als das Christenthum im Sinne der Bibel. Andere sahen, wie Erich, mit Besorgniß auf die praktische Seite von Friedrich's Lehren, und als er vollends an der damals stattfindenden Versammlung der protestan-

tischen Freunde Theil genommen und in derselben entschieden für Wislicenus aufgetreten, ja in seinen Behauptungen noch weiter gegangen war als dieser selbst, hatte er bei der Rückkehr seine heimlichen Gegner in offne Feinde verwandelt gefunden.

Die Geistlichen warfen ihm vor, die Gemeinde allmählich zum Atheismus zu verführen, durch seine Erklärung der socialen Mißverhältnisse jeder Art von Sünde und Verbrechen Thür und Thor zu öffnen. Die Gutsherren behaupteten, er verleite die Dorfbewohner zur Empörung gegen die bestehenden Gesetze, wenn er sie anwies, sich keine zur Gewohnheit gewordenen Mißbräuche gefallen zu lassen; und wenn er Streitigkeiten schlichtete, um unnütze Processe zu verhindern, erblickte man darin eine Beeinträchtigung der Patrimonialjustiz und ihrer Richter.

Friedrich trat diesen Angriffen gefaßt entgegen. Sie gaben ihm die Freudigkeit, welche jeder Kampf für eine Ueberzeugung schafft, nur den Schloßbewohnern gegenüber ward ihm seine Lage peinlich. Er fühlte das Mißtrauen des alten Barons; Sidonie belästigte ihn mit ihren Beschwerden über

die Immoralität des Volkes. In jeder Näscherei der Knaben, die die Bäume plünderten, in jedem kleinen Feld- oder Waldfrevel sah sie ein schweres Verbrechen. Der ungeregelte Verkehr der beiden Geschlechter, der bei der Unmöglichkeit früher Ehen auf dem Lande fast noch verbreiteter ist, als in den Städten, flößte ihr die höchste Empörung ein. In Friedrich's Ermahnungen, Nachsicht zu haben mit den üblen Folgen unserer falschen Civilisation, mit der Noth, der Armuth, der Unwissenheit und Rohheit des Volkes, in seiner Warnung, keine überspannten Anforderungen an die Sittlichkeit unerzogner, armer Menschen zu machen, erblickte sie seinen eigenen Abfall von dem rechten Wege, den sie ihn um so mehr als strafbare Schwäche auslegte, je höher sie ihn um seiner strengen Sitten willen einst verehrt hatte.

Erich, in sich selbst beständig schwankend zwischen den Ueberzeugungen der alten und der neuen Zeit, war dennoch meist auf die Seite seines Freundes getreten. Er sah ihn gegenüber den zahlreichen Gegnern für den Schwächern an, und seine natürliche Großmuth wie seine Freundschaft

zogen ihn zu dem alten Freunde hin. Indeß für diesen selbst war nicht viel damit gewonnen, daß Erich ihn in seinen bisherigen Verhältnissen fest zu halten, ihn vor Ungerechtigkeit und Uebelwollen zu bewahren, und die Mißhelligkeiten zwischen den Seinen und Friedrich auszugleichen strebte.

Je mehr der Widerspruch ihn reizte, je mehr er sich in seiner Amtsthätigkeit beachtet sah, um so mehr mußte der Pfarrer sich gedrängt fühlen, die inneren Beweggründe seines Handelns darzulegen, seine Ueberzeugung auszusprechen. Hier aber stieß er auf Schranken, die er zu durchbrechen vor seinem eigenen Gewissen nicht vertreten konnte. Wenn er auf der Kanzel stehend zur Gemeinde redete, wenn er hingerissen von der Freudigkeit der Mittheilung, begeistert von dem Gedanken an die Größe und Gesetzmäßigkeit des Alls, sich gedrungen fühlte, das letzte Wort seines Wissens und Glaubens auszusprechen, wenn er die Augen seiner Zuhörer auf sich gerichtet sah in angestrengter Achtsamkeit — so erstarb das Wort in seinem Munde.

Er empfand dann plötzlich die Kluft, welche

ihn von der Gemeinde trennte. Er wußte, daß keiner seiner Zuhörer den Glauben an Gott und seine Offenbarung entbehren könne, und er hätte es für Frevel gegen sie gehalten, ihnen einen sittlichen Halt, eine Stütze zu nehmen, deren sie auf ihrem Standpunkte nicht entrathen konnten. Schwerer noch drückte ihn seine Ueberzeugung, wenn es sich um jene Uebertretungen der Gesetze handelte, die er zu rügen und als Verbrechen darzustellen hatte, wollte er sich und die Gemeinde mit den bestehenden Gesetzen in Einklang erhalten. Er vermochte das Naturrecht, die That der Leidenschaft oft nicht zu verdammen. Er durfte ihnen nicht gerecht sein, ohne gegen das Amt zu handeln, das er übernommen hatte.

Mit jedem Tage ward ihm seine Lage drückender, sein Verlangen, das Amt niederzulegen, lebhafter. Unfähig sich ferner mit theologischen oder philosophischen Untersuchungen zu beschäftigen, wenn seine ganze Richtung ihn auf die Wirklichkeit verwies, beschloß er, sich der Geschichte und Archäologie zuzuwenden, für welche seine bisherigen Bestrebungen ihm Anhaltepunkte boten. Um

dies aber mit Erfolg zu thun, um auch die historischen Studien in sich zu etwas Lebendigem zu machen, wünschte er sehnlich nach Italien zu gehen. Dort wollte er sich für das erste Auftreten als Historiker, sei es als Lehrer oder Schriftsteller, vorbereiten. Ein solches Unternehmen forderte Zeit und Geld. Friedrich indeß war mittellos und hatte das Schicksal einer Frau an sich gekettet, die an Wohlstand gewöhnt, schon ihre jetzige Lage in Stunden des Unmuthes als eine Beschränkung empfand. Ob und wann er bei seinen Ueberzeugungen zu einer Universitätsanstellung gelangen werde, ließ sich nicht berechnen, und traute er es sich auch zu, im Laufe weniger Jahre, sei es durch literarische Thätigkeit oder als Lehrer, ein auskömmliches Dasein für sich und die Seinen begründen zu können, so mangelte ihm doch die Möglichkeit, Auguste während dieser Zwischenzeit die gewohnte Existenz zu bieten.

Entschlossen, sich gegen Niemand auszusprechen, ehe er in sich zu einem Abschlusse gelangt sein würde, hatte Friedrich viel gelitten, als sich ihm plötzlich die unerwartetste Hülfe darbot.

Sein Vater hatte ihm, als er noch ein Knabe gewesen war, häufig von einem Verwandten erzählt, der ein Waffenschmied gewesen und mit den Franzosen nach Rußland gegangen, von dort aber nicht wiedergekommen sei. Die Einen seiner Kameraden hatten ihn todt gesagt, Andere behaupteten, er sei nur leicht verwundet gewesen und zurückgeblieben, weil er die Tochter seines Wirthes liebgewonnen und Aussicht gehabt habe, das vermögende Mädchen zur Frau zu bekommen. Wie dem auch sein mochte, man hatte nichts weiter von ihm vernommen.

Jetzt erschien unerwartet eine Anzeige in den öffentlichen Blättern, welche die Verwandten jenes Mannes aufforderte, seinen beträchtlichen Nachlaß anzutreten. Von allen Enden drängten sich Erbberechtigte hinzu, indeß Friedrich hatte nahe Ansprüche, und da er das einzige Kind seines Vaters gewesen war, blieb sein Antheil ausreichend, ihn und die Seinen während einiger Jahre vor jeder Entbehrung zu schützen.

Mit der Erlangung dieses kleinen Besitzes stand sein Entschluß unwandelbar in ihm fest. Nur über

den Augenblick der Ausführung war er noch nicht mit sich einig geworden, als er nach jener Unterredung mit Erich in das Wohnzimmer der Pfarre trat, dessen zierliche Einrichtung und leuchtende Sauberkeit wohlthuend auffallen mußten.

Auguste saß auf dem Sopha, eine homöopathische Apotheke stand vor ihr, deren Droguen sie ordnete.

„Bist Du schon lange zu Hause?“ fragte er sie.

„Ich komme eben erst. Was sollte ich auch zu Hause? Wenn Du und Erich Eure romantischen Abendpromenaden anfangt, ist ja doch an Eure Wiederkehr so bald nicht zu denken. — Es kamen noch Briefe als Ihr fort wart. Der Kutscher, der Landrichters hineingefahren hat, brachte sie mit.“

„Was für Briefe?“

„Ein Paar Geschäftsbriefe und dann noch Einer von Helene, voll Glückwünsche zum Hochzeitstage, voll Ergüssen über den Segen einer so glücklichen Ehe, und voll von Phrasen des Le-

bensüberdrusses, der bei solcher Existenz, wie die ihre, freilich nicht ausbleiben kann!"

Sie schien auf eine Antwort ihres Mannes gerechnet zu haben. Da er schwieg, sagte sie fortfahrend: „Ich sah es der armen Sidonie recht an, wie unlustig es sie machte, all die Tiraden dem Vater vorzulesen. Es ist auch so natürlich, wenn man, wie wir, gar keinen Zusammenhang mit solchem Leben hat. Der Onkel aber empfand große Freude über die Erzählungen vom Kaiser, die mit unterliefen. Ich glaube, er wollte wir wären alle russisch, so hoch hält er den Kaiser!"

Ohne auf ihre Mittheilung zu antworten, fragte Friedrich sie: „Was machst Du da? hast Du einen Kranken?"

„Ich muß dem Enkel vom Hofmann Akonit geben, das Kind kommt nie mit dem Magen zurecht. Sie verfüttern es immer aus einfältiger Liebe!"

„Schilt die Leute nicht, sie meinen es gut! und das Uebermaaß ihrer Liebe ist erklärlich genug!" bemerkte ihr Gatte ruhig.

Auguste aber fuhr heftig auf. „Laß das Thema

endlich zu Ende sein!" rief sie. „Unser Gewissen spricht uns frei vor Gott und vor den Menschen, wie willst Du mich der Grausamkeit anklagen."

„Wer klagt Dich an?"

„Du!" rief sie, „Du! Aber glaubst Du, es sei leicht hier durchzukommen? Sidonie und ich fühlen es an jedem Tage, auf welch unterwühltem Boden wir stehen, wie das Leben Erich's und seiner Schwestern hier alle Grundsätze gelockert hat, wie Deine sogenannte Milde und Menschlichkeit das Uebel nur noch ärger machen und jeden Rest von Moralität zerstören. Stemmten wir uns nicht mit unserer ganzen weiblichen Reinheit und Würde gegen diese Sittenlosigkeit, es würde hier bald wie — —"

Sie hielt inne. Ihr Mann war nahe an sie heran getreten. „Vollende!" sprach er bestimmt.

Sie schwieg.

„Vollende Auguste!" herrschte er.

„Nun denn!" sagte sie trotzig, „es würde hier bald wie in einem Findelhause aussehen."

„Wollte der Himmel, man pflegte die Kinder,

statt die Mütter aus Tugend in den Tod zu jagen!" antwortete Friedrich und verließ das Zimmer.

Auguste war bleich geworden, aber ihre Züge behielten den Ausdruck kalten Trotzes, der ihr bei solchen oft wiederkehrenden Streitigkeiten zur Gewohnheit geworden war. Ihr Aeußeres hatte sich sehr verändert. Sie hatte viel von der Fülle und Frische verloren, die in der Jugend ihr Reiz verliehen, ihre Formen erschienen dadurch eckig, ihre Züge scharf und die großen Augen sahen streng beobachtend in die Welt. Man konnte sie in keiner Weise unschön nennen, aber der Eindruck, den sie machte, war kein angenehmer, weil ihm die Milde der Weiblichkeit gebrach.

Im ersten Augenblicke erhob sie sich, dem Manne zu folgen, dann aber blieb sie sitzen, zählte die Akonitkörnchen in ein Papier, ordnete die kleinen Büchsen in dem Kasten, schloß ihn zu, rief dem Mädchen, und befahl die Arzenei zu dem kranken Kinde hinüber zu tragen, sorgfältigen Gebrauch einzuschärfen und zu bestellen, die Frau Pfarrerin werde morgen selbst kommen und nach dem Kinde sehen.

Während dessen ging Friedrich nachdenkend in seinem Zimmer auf und nieder. Es war unleugbar, daß eine Mißstimmung in dem Dorfe obwaltete, daß jene anhängliche Liebe der Landleute für die Gutsherrschaft, welche ihm bei seinem ersten Aufenthalte auf dem Schlosse so erfreulich gewesen, fast ganz entschwunden war, und er sah kein Mittel, das Uebel zu heben, so lange die junge Baronin und Auguste, welche zum größten Theile die Schuld seines Entstehens trugen, bei ihrer Weise beharrten. Er fühlte, daß seine Wirksamkeit unter diesen Verhältnissen eine Unmöglichkeit sei, und bangte doch davor, den Freund grade jetzt zu verlassen, dem er nöthig war, um ihm den Eifer der Frauen mäßigen zu helfen.

Als Sidonie sich mit Erich verlobt hatte und dem alten Baron zum ersten Male als Braut seines Sohnes begegnet war, hatte seine Erschütterung ihn fortgerissen, und sie segnend hatte er die Worte ausgesprochen: „Möchtest Du berufen sein, der Mutter Deines Erich's ähnlicher zu werden, als ihre Töchter, und Zucht und Sitte wiederzubringen in unser Haus, das sie zum ersten

Male entbehrt!" — Dabei hatte er sie zärtlich umarmt, und Sidonie, welche ihren Vater kaum gekannt, hatte sich mit aufwallender Liebe dem Greise zur Tochter und zur festen Stütze gelobt, der ihr von Erich und von ihrer Mutter stets als der Inbegriff höchster Würdigkeit dargestellt worden war.

Ihre Erziehung hatte ihr die strengsten Begriffe von Sittlichkeit und Pflichterfüllung eingeimpft, und nie war eine junge Frau mit besseren Vorsätzen in das Haus ihres Gatten eingetreten als Sidonie. Aber von ihrer Mutter grundsätzlich in vollkommener Abhängigkeit erhalten, mußte die Selbständigkeit ihr gefährlich werden, in die sie sich durch ihre Heirath wie mit einem Zauberschlage versetzt gesehen hatte.

In der wohlmeinenden Absicht, das Glück der jungen Gatten durch ihr Dazwischentreten nicht zu hindern, hatte Frau von Werdeck nach Sidoniens Vermählung eine Reise nach Italien angetreten. Die junge Frau sah sich also plötzlich aus einem Zustande, in dem Alles für sie vorbereitet und jede praktische, mit der Außenwelt

zusammenhängende Frage von der Mutter entschieden worden war, in einen Wirkungskreis versetzt, der Anforderungen an ihre Einsicht machte; und gleichzeitig ward sie aus dem geselligen Leben der Residenz in ländliche Einsamkeit verpflanzt.

Sie hatte Erich bisher nur in den Stunden seiner Muße gekannt, in denen er, der angenehmste Gesellschafter ihres Kreises, für sie allein gelebt. Jetzt, da er am Tage viel beschäftigt und Abends dann bisweilen müde, oder mehr zur ruhigen Lectüre, als zur Unterhaltung geneigt war, erschien er ihr verändert. Sie fand ihn kalt geworden. Der Gedanke, daß seine frühere Verbindung mit Regine ihn gleichgültig gegen sie mache, ließ ihr keine Ruhe. Sie hätte wissen mögen, worin der Reiz jenes Verhältnisses bestanden habe? Sie hatte so oft in verhüllter Rede davon sprechen hören, daß die Ehe die Männer abstumpfe gegen die Liebe ihrer Frauen, daß nur das Verbotene, das Unerlaubte sie fessele. Ohne sich zu fragen, worin der Grund dieser sich oft wiederholenden Erfahrung liege, hatte sie Erich der Wandelbarkeit und Oberflächigkeit angeklagt,

und einen noch tiefern Abscheu vor jenen Frauen und Verbindungen gefaßt, welche die Männer unempfindlich machen sollten gegen die heilige dauernde Ruhe des ehelichen Beisammenseins.

Das Bild einer nie endenden, gleichmäßigen und ausfüllenden Befriedigung hatte ihr vorgeschwebt, so oft sie als Mädchen der Ehe gedachte. Dies Glück hatte sie in ihrem Hause nicht gefunden, und zu stolz und auch zu scheu, sich über dasjenige zu beklagen, was sie in traurigem Irrthum für eine Vernachlässigung, für eine Schuld ihres Mannes hielt, hatte sie beschlossen, wenigstens von ihrer Seite niemals einen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Sie wollte Erich und dem Baron in jeder Weise genügen, um der Erziehung ihrer Mutter Ehre zu machen, um dem Baron und ihrem Manne zu halten, was sie ihnen zu sein gelobt hatte.

Bald hatte sie von Augusten die Art der häuslichen Verwaltung erlernt, die auf dem Schlosse üblich war, und mit einer nie wankenden Pünktlichkeit lag sie ihrem Amte als Hausfrau ob. Aber grade diese starre, unwandelbare Regelmäßigkeit,

so hoch er sie anschlug und so sehr er Sidonie dafür rühmte, mußte etwas Beängstigendes und Unerfrischendes haben für Erich's bewegliche Natur. Wird der Mensch doch selbst des blauen Aethers und der strahlenden Sonne überdrüssig, wenn sie in immer unveränderter Klarheit auf ihn hernieder scheinen.

Hätte Sidonie Schwächen, kleine Launen, üble Angewohnheit besessen, hätte Erich ihr Etwas nachzusehen, ihr Etwas zu verzeihen, vorkommende Streitigkeiten durch freundliche Versöhnungen auszugleichen gehabt, er würde glücklicher gewesen sein. Männer wie Erich hängen sich am festesten an solche Wesen, welche ihre Nachsicht und ihre Hülfe am meisten nöthig haben. Er würde ih dadurch wieder in der liebenswürdigen Seite seines Wesens, in seiner Güte erschienen und ihr Verhältniß ein innigeres geworden sein. Ihre Tadellosigkeit ward ihr Unglück. Erich wußte seine Frau zu schätzen, er achtete, er ehrte sie, aber was haben solche, der tarirenden Gerechtigkeit entsprossenen Empfindungen mit der Liebe gemein? Er sah den Werth seiner Gattin von

allen Leuten gepriesen, er war stolz auf sie, glücklich war er nicht mit ihr. Unfähig jedoch, sie deshalb anzuklagen, kam er dahin, wie Sidonie es gethan, die Schuld in seinem früheren Verhältnisse zu Regine zu suchen und sich allein die Unbefriedigung zuzuschreiben, die er innerlich empfand.

Er bedauerte Sidonie, daß alle ihre Vorzüge, alle ihre Tugenden ihn nicht zufrieden stellten. Er fühlte sich im Unrecht gegen sie, er glaubte sich ihrer Verzeihung bedürftig, und Sidonie bestärkte sich sehr bald durch diese seine Ansicht in ihrer Auffassung der Verhältnisse, denn wir impfen unserer Umgebung nur zu leicht die Meinung über uns ein, welche wir selbst von uns hegen. Es war kein Jahr seit ihrer Hochzeit vergangen, als die Baronin schon eine unumschränkte Herrschaft über ihren Mann gewonnen hatte, weil er die Schwäche besessen hatte sie über sich zu stellen.

In einer Stunde zärtlicher Hingebung hatte sie Erich alle näheren Umstände seines Verhältnisses zu Regine abzulocken gewußt. Es war dies von ihrer Seite nicht leere Neugier gewesen.

Der Wunsch, das Uebel zu kennen, dem zu begegnen ihre Pflicht war, hatte sie dazu vermocht, aber die unwillkürliche Wärme, mit welcher Erich von der Verlassenen gesprochen, war ein Gift gewesen für sein Weib, und bald mußte Erich das Vertrauen bereuen, zu dem sich seine Hingebung verleiten lassen.

Sidonie, auferzogen in dem Gedanken an die Ausschließlichkeit der Liebe, hatte, als sie Erich heirathete, sich mit der Ueberzeugung getröstet, jenes Verhältniß ihres Verlobten habe in einer Aufwallung der Sinnlichkeit seine Quelle gehabt, und Liebe habe er nie gefühlt, als nur für sie allein. Jetzt hatte sie in Regina eine Nebenbuhlerin entdeckt, deren Erinnerung auszulöschen sie mit dem Instincte weiblichen Scharfgefühls als eine Unmöglichkeit erkannte. Sie vermochte es sich nicht wegzuleugnen, daß die Verhaßte in gewissem Sinne noch in Erich's Herzen lebe. Das aber war, nach ihrer Ansicht, ein Treubruch von Seiten ihres Mannes, ein Verkennen seiner Pflichten, ein Verkennen der Heiligkeit der Ehe und dessen, was sie selber werth war. Sie durfte, sie wollte das nicht dulden.

All ihr Sinnen und Streben war darauf gerichtet, Erich zu überzeugen, auf welch gefährlichem Wege er wandle. Sie verdammte ihn nicht, aber sie beklagte ihn und seine Schwäche, sie bedauerte die irreligiöse Richtung seines Vaterhauses, der sie auch Helenens und Corneliens Verirrungen zur Last legte. Sie wollte durch ihre makellose Reinheit, durch unerbittliche Strenge gegen sich und gegen jede Uebertretung der Sitten, die in ihrer Nähe sich bemerklich machte, Erich auf indirectem Wege der gleichen Anschauung zurückgewinnen.

Solche innere Vorgänge und Erlebnisse konnten dem Auge ihres Schwiegervaters nicht wohl verborgen bleiben. Je mehr Sidonie ihm sympathisch war, je mehr er in ihr die würdige Vertreterin seines Hauses anerkannte, um so geneigter hatte er sich finden lassen, ihren Einwendungen gegen seine Freisinnigkeit, gegen seinen Voltaire'schen Atheismus Gehör zu schenken, als nach der Geburt ihres Sohnes die Unterredung sich häufig auf die Grundsätze der Erziehung richtete. Mit jener Dialektik, welche den Frauen niemals

fehlt, wenn sie für ihre eigne Sache kämpfen, hatte sie dem Baron zu beweisen gewußt, daß die ihm schmerzliche Lebensrichtung seiner Töchter und seines jüngern Sohnes nur darum möglich geworden sei, weil die Ehr- und Sittenbegriffe, welche er ihnen eingeflößt, nur in weltlichen Rücksichten, nicht in der Religion ihre Wurzel gehabt hätten, weil er sie nur im Hinblick auf ihren leiblichen Vater, nicht im Hinblick auf Gott erzogen habe.

Während sie ihn beschwor, ihr bei der Leitung ihres Sohnes freie Hand zu lassen, wagte sie es, den Baron anzuklagen, daß er einst einen Mann, wie Larssen, zum Hauslehrer seiner Kinder, einen Atheisten, wie den Doctor, zu seinem Umgange gemacht, und Helene mit einem Franzosen verheirathet habe, dessen Charakter ihm doch durch seinen Abfall von dem angestammten Herrscherhause selbst verdächtig gewesen sei.

Niemals gewohnt sich im Unrecht zu glauben, hatten die Vorwürfe seiner Schwiegertochter den Baron sehr tief getroffen. Wie ein Kämpfer, der sich überlistet und auf dem eigenen Felde mit sei-

nen eignen Waffen angegriffen sieht, hatte er vor dem schwächern aber dreisten Gegner, der sich in seinem vollen Rechte fühlte, die langbewahrte Ueberlegenheit nicht festzuhalten gewußt, bis unter dem Bestreben, ihren Sohn zu erziehen, Sidonie zur Herrschaft über seinen Vater und seinen Großvater gelangt war. Und wie Erich und der Baron sich den kirchlichen Formen des Christenthumes fügten, weil Sidonie dies als ein nothwendiges Beispiel für den Knaben ansah, so wurden Beide mehr und mehr in Sidoniens ganze Anschauungsweise hineingezogen, während der Adelstolz und die Starrheit des Barons die junge Frau nachtheilig beeinflußten.

Bald geschah auf dem Gute nicht die geringste Veränderung, ohne daß man Sidoniens Meinung dabei zu Rathe zog. Sie gewann die Thätigkeit lieb. Sie wußte zuweilen mit schnellem Blicke eine glückliche Entscheidung zu treffen, einen Ausweg zu finden, wo irgend ein Streit zwischen dem Baron und Erich sich aufgethan hatte. Dadurch ermuthigt, hatte sie angefangen, sich auch in die Angelegenheiten der Landleute und Gutsangehörigen

nicht nur in berathender, sondern auch in erziehender Weise einzumischen.

Eine Weile war das ohne Anstoß fortgegangen. Man hatte sich ihrem Urtheile gefügt, man hatte es gern gesehen, wenn die stattliche Herrin bald in diesem, bald in jenem Hause vorgesprochen, wenn die Bauerfrauen in das Schloß gerufen und mit guten Lehren oder noch besseren Geschenken entlassen worden waren. Was ihm bequem ist, das nimmt Jeder an. Indeß Niemand hält eifersüchtiger auf sein gutes Recht und seine Willkür als der Bauer, und schon nach kurzer Zeit war es den Alten im Dorfe zu viel geworden, wenn die Frau Baronin ihnen mit Vorschlägen und mit Ermahnungen zu strengerer Zucht der Kinder und des Gesindes in den Weg gekommen war. Dennoch hatten sie geschwiegen, bis nach Friedrich's Verheirathung auch Auguste, von der Baronin angeregt, ihren Einfluß als Frau des Seelsorgers geltend zu machen und in gleicher Weise wie Sidonie zu verfahren begonnen hatte.

Vor Allem war es die Nachsichtslosigkeit der beiden Frauen, welche Anstoß und Widerwillen

gegen sie erregte, und trotz Friedrich's und Erich's Vorstellungen war es grade in dieser Zeit zu einem beklagenswerthen Vorfalle gekommen, der eine gerechte Erbitterung im Dorfe hervorgerufen hatte.

Erich's Inspector, ein noch junger unverheiratheter Mann, hatte durch lange Zeit einen Liebeshandel mit der einzigen, ebenfalls unverheiratheten Tochter des Hofmanns unterhalten. Niemand hatte sonderlich Arg daran gehabt, bis das Mädchen Mutter geworden war. Das hatte Anfangs harte Vorwürfe, böse Stunden und Thränen gegeben, denn das Mädchen war der Liebling der alten Eltern. Da der Inspector sich aber erboten, für sein Kind zu sorgen, so hatten die Eltern, eben weil sie die Tochter liebten, sich beruhigt, und als er vollends zugesagt, ihr, wenn sich ein Mann für sie fände, etwas zur Einrichtung zu geben, waren Eltern und Tochter beruhigt gewesen. Die schöne Katharine hatte nach wie vor unter den Mädchen des Dorfes gearbeitet, die Burschen hatten sich nicht von ihr abgewendet. Es hatte vielmehr zu erwarten gestanden, daß sich

ein Ehemann für sie finden und Alles in's Gleiche kommen werde, sobald sie ihres Kindes genesen war; denn die Landleute betrachten im Grunde diese sich immer wiederholenden Vorfälle meist ohne jene tiefe Entrüstung, mit denen die größere Civilisation und die höhere Bildung sie in ihrem Kreisen aufzunehmen gewohnt sind.

Kaum aber hatten Sidonie und Auguste von dem Ereignisse gehört, als sie die junge Person zu sich kommen ließen, die im Schlosse und in der Pfarre wohl gelitten, und zu manchen Hülfsleistungen benutzt worden war, und sie so lange mit Vorstellungen ihrer Schande, mit Hinweisung auf ihre zeitliche und himmlische Verlorenheit bestürmten, bis sie in eine Art von Tiefsinn versunken, den Versuch des Selbstmordes gemacht hatte. Entsetzt über die Verblendung der Armen, war Friedrich zu ihr geeilt, ihr klar zu machen, wie es grade in dem Zustande, in dem sie sich befinde, ihre Pflicht sei, ihr Leben und damit das Leben ihres Kindes zu erhalten, indeß seine Ermahnungen hatten Nichts bewirkt, als einen Aufschub ihrer That. Von Jugend auf an das Schloß

gewöhnt, konnte sie es nicht ertragen, von Sidonie und Auguste verstoßen, und nach dem Beispiel der Herrinnen von der weiblichen Dienerschaft des Schlosses und der Pfarre mit abweisender Geringschätzung behandelt zu werden. Die Schwermuth hatte tiefe Wurzel in ihr geschlagen, und kaum war die junge Mutter so weit genesen, daß sie das Haus verlassen konnte, als sie ihrem Leben im Mühlenteich ein Ende gemacht hatte.

Je seltener und unerwarteter ein solcher Vorfall auf dem Lande war, um so heftiger zeigte sich der Schmerz der Eltern, um so größer die Entrüstung und das Mitlied im Dorfe, um so lauter war die Empörung gegen die Baronin und die Pfarrerin gewesen. Wohin man kam, konnte man es hören, daß es den Reichen und Vornehmen schlecht anstände, an dem Armen zu verdammen, was sie selbst noch schlimmer machten. Der junge Herr Baron, das wisse man von Alters her durch den Unteroffizier, den Sohn der alten Anna, der junge Herr Baron sei seiner Zeit in der Residenz auch kein Tugendspiegel gewesen. Er habe es mit allerlei Frauenzimmern gehalten,

und die Fräuleins wären erst recht ihre absonderlichen Wege gegangen. Es hätte ja Niemand daraus klug werden können, warum das jüngste Fräulein mit einem Male ganz allein vom Schlosse fortgefahren, und nie mehr wiedergekommen sei, und was dergleichen üble Bemerkungen mehr waren.

Nichts aber wächst dem Menschen schneller über den Kopf, als ein Uebelwollen gegen seine Nebenmenschen, in dem er sich gehen läßt. Und da die Abneigung einen bestimmten Gegenstand haben will, gegen den sie sich wendet, vor Allem aber einen Gegenstand, den sie mit ihren Waffen treffen kann, so richtete der Haß der Leute sich plötzlich gegen den Inspector, den man als die Quelle alles Uebels auch für dasselbe entgelten lassen wollte.

Wohin er sich wendete, überall stieß er mit seinen Anordnungen und Befehlen auf Hindernisse und auf Ungehorsam. Die Arbeit litt darunter. Er mußte Erich's Beistand fordern, und die Frauen nahmen daraus Veranlassung, über die Widerspenstigkeit und Sittenlosigkeit der Dorfbe-

wohner zu klagen, welche so weit gingen, daß sie eine Ermahnung zur Zucht als einen Eingriff in ihre Rechte betrachteten. Auf solche Weise ermuthigt, wagte der Inspector gegen Auguste die Bemerkung, daß die Frechheit der Bauern sich selbst unsaubern Tadel gegen die Herrschaft zu Schulden kommen lasse, und durch Auguste schnell davon benachrichtigt, hatte Sidoniens sittliche Empörung keine Grenzen mehr gekannt. Sie hatte von Erich gefordert, daß er selbst mit Friedrich sprechen, daß er ihn zur Strenge in seinem Amte, zu einer Strenge anhalten solle, welche allein auf einem so demoralisirten Boden Rettung bringen könne. Vor Allem jedoch hatte sie die Entfernung des Hofmanns sowohl als des Inspectors begehrt.

Auf Erich's Vorstellungen, daß solche plötzliche Dienstentlassungen etwas Gehässiges hätten, und daß sie das Uebel ärger machen könnten, daß sie beim Beginn der Sommerarbeit seinem Interesse nachtheilig, und daß es unbarmherzig sein würde, dem Hofmanne, der eben erst sein Kind verloren, nun auch den Dienst zu nehmen,

den er seit zwanzig Jahren treu versehen habe, auf diese Vorstellungen hatte Sidonie zwar von ihrem Verlangen abgestanden, aber der Friede war dadurch nicht wieder hergestellt geworden.

Da die beiden Frauen es von Friedrich nicht erreichen konnten, daß er, wie sie es nannten, die Sitten überwachte, hatten sie selbst diese Mühe über sich genommen. Ein System des Auskundschaftens und des Drohens, das Lüge und Heuchelei, Angebungen und Verläumdungen mit sich brachte, griff dadurch im Dorfe um sich, während die Frauen, welche es veranlaßt hatten, in dem Glauben lebten, die Moralität zu fördern, ächte deutsche Sittlichkeit herzustellen, und die Wirksamkeit zu üben, die der weiblichen Würde einer christlichen Edeldame und einer Pfarrersfrau gebührten. Der Baron aber und der Pfarrer hatten den Folgen dieser Irrthümer auf jedem Schritte zu begegnen. Und grade an dem Morgen nach dem letzten bösen Auftritte mit seiner Frau fand der Pastor Veranlassung, den übel verstandenen Eifer der Frauen zu beklagen.

Es war ein Sonntag. Friedrich kam von

der Kirche heim, und hatte sich eben in sein Studirzimmer begeben, um den Talar abzulegen, als das Hausmädchen ihm meldete, es wären ein Paar Wirthe da, die ihn zu sprechen verlangten. Er befahl sie einzulassen. Gleich darauf traten der alte Bauer Schöne, der Hofmann und ein dritter jüngerer Mann in das Zimmer, der sich vor dem Jahre verheirathet hatte und für einen der besten Wirthe des ganzes Dorfes galt.

Sie waren in ihrem Sonntagsanzuge. Friedrich konnte an ihrer ganzen Haltung merken, daß es nichts Gewöhnliches sei, was sie zu ihm führe. Er nöthigte sie zum Sitzen, und der alte Schöne, mit dem Friedrich, seit er als Candidat auf dem Schlosse gelebt hatte, immer in gutem Vernehmen geblieben war, ließ auch nicht lange auf sein Anliegen warten. „Herr Pfarrer!" sagte er, „diesmal kommen wir Alle drei nicht für uns selber, uns geht es diesmal gar Nichts an, darum kommen wir aber grade!"

„Was ist denn vorgefallen?" fragte Friedrich.

„Vorgefallen ist Nichts, Herr Pfarrer! aber es könnte doch wieder einmal was passiren, und

dann möchten wir es doch nicht wieder so erleben!“ entgegnete der Alte, „und daß ich's denn nur sage, wir kommen wegen der Kirchenbuße!“

„Wegen der Kirchenbuße?“ wiederholte der Pfarrer, „was soll es mit der Kirchenbuße? was wollen Sie damit?“

„Wir?“ rief der junge Wirth dazwischen, „wir wollen gar Nichts mit der Kirchenbuße, aber wir wollen auch nicht leiden, daß sie wieder eingeführt wird. Denn es steht Nichts davon im Amtsblatt, Herr Pfarrer! Und mit allem Respect, Herr Pfarrer, den wir vor dem Herrn Pfarrer haben, ehe wir uns das gefallen lassen, da wollen wir bis an das Consistorium, da wollen wir bis nach Berlin gehen, wenn's denn sein muß; denn das wollen wir nicht!“

Er war dabei aufgestanden, und da er lange Jahre bei einem Regimente in der Residenz gedient, und halb städtische, halb militairische Manieren angenommen hatte, war er mit einem gewissen herausfordernden Pathos vor den Pfarrer hingetreten.

„Und,“ sagte der alte Schöne, „mit Verlaub,

Herr Pastor! das wissen Sie ja selber, Herr Pastor, die Kirche ist kein Pranger!"

„Es hat auch," meinte der Hofmann und schüttelte langsam seinen grauen Kopf, „es hat auch schon so Mancher oben hinter dem Glasfenster gegenüber von der Kanzel gesessen, der vor Gott nicht hätte bestehen können, nicht besser wie solch armer Sünder an der Thür!"

Friedrich sah an der Schnelligkeit, mit welcher die Männer auf das Ziel ihres Kommens losgingen, daß die Sache eine lang verabredete und viel besprochene unter ihnen sein mußte, denn der Landmann denkt nicht rasch, und spricht mit der ihm eigenen Vorsicht immer noch langsamer als er denkt. Er begriff nicht, was sie zu einem Proteste gegen die Kirchenbuße bewegen konnte, da von der Einführung einer solchen nicht die Rede war, und sagte ihnen das mit ruhiger Entschiedenheit.

„Mit Verlaub, Herr Pfarrer!" antwortete Schöne, „es kommt vom Schlosse herunter. Die Frau Pfarrerin selber hat's dem Cantor gesagt, daß es nicht länger gelitten werden sollte, und

kein Mädchen sollte mehr mit dem Kranz zum Altar gehen, mit der's nicht ganz und gar im Klaren wäre, und wo's bekannt würde, da sollten sie an der Kirchthür erst Buße thun, ehe sie zur rechtschaffenen Trauung zugelassen würden!"

Der Pfarrer erschrak. Er sah, bis zu welchen Uebergriffen und Unvorsichtigkeiten die Frauen sich gegenseitig steigerten, und sie nicht bloß zu geben, sprach er: „Es ist allerdings wahr, daß es hier zu Lande arg hergeht zwischen den Mädchen und Männern, und daß es besser werden muß. Der Mensch ist kein Thier, daß er seiner Begierde blindlings folgen dürfte und unverantwortlich wäre für sein Thun. Das Mädchen, das zu Falle kommt, der Mann, der es verführt, die sind und bleiben strafbar, denn sie wissen, was sie begehen und wissen, daß es gegen Gesetz und Tugend ist. Auch die Eltern haben darauf zu sehen und haben es mit zu vertreten, wenn die Kinder vom rechten Pfade abkommen unter ihren Augen, denn es ist ein schweres Unrecht und bringt das Unglück mit sich für des Menschen ganze Zukunft. Die verletzte Tugend rächt sich bitter und ohne Tugend keine

rechte Ehe. Es steht geschrieben, daß die Ehe heilig sein soll. Wie kann sie das sein, wenn Mann und Weib nicht heilig in die Ehe treten?"

Die Männer hatten ihm aufmerksam zugehört, plötzlich aber bemerkte der alte Schöne: „Es kann wohl sein, Herr Pfarrer, daß Sie Nichts mehr davon wissen, denn es sind Zeiten und Zeiten darüber vergangen, aber vor Jahren da habe ich's Ihnen schon gesagt, zur Tugend muß der Mensch es haben, und dazu grade am Meisten. Du lieber Gott! es gingen ja so Manche gern zum Pfarrer, wenn sie's dazu hätten. Aber so ein Knecht und so' ne Magd, das hat nicht Haus nicht Hof, ist immerweg zusammen, und Menschen sind sie doch auch! Da gleich den Stein aufheben wider sie und zur Schande ausstellen, das will Gott nicht, und das ist auch nicht mehr der Brauch, Herr Pfarrer!"

„Gott weiß es!" sagte der Hofmann, „ob es der Mutter und mir das Herz abgedrückt hat, ob's uns nicht bitter angekommen ist, als wir merkten, wie es mit der Katharine stand! Es ist jetzt auch kläglich genug anzuhören, wenn der arme kleine Wurm die Nächte schreit und keine Mutter

dazu da ist — aber ehe ich sie sollte Buße stehen sehen, da mag sie in Gottes Namen ruhig liegen, wo das Wasser am tiefsten ist. Das ist nicht Gottes Wille, das steht nicht in der Bibel!"

„Und es ist auch blos uns auf dem Lande, denen sie wieder die Kirchenbuße aufpacken wollen. In der Stadt, da sollen sie's wohl bleiben lassen!" meinte der junge Wirth. „Ich kann's mir auch nicht denken, daß der Herr Pfarrer das vertreten können vor sich selber. Ich bin acht Jahr Soldat gewesen und hab' Mancherlei erlebt, aber eh' ich mir's hätt' gefallen lassen, daß sie mir mein Mädel an die Kirchthür stellten, vor aller Leute Augen, da wär' was passirt! — Und, Herr Pfarrer, es ist keine Ehr' und keine Menschlichkeit darin, das werden Sie auch selber wissen! Leben und leben lassen, Herr Pfarrer! Da denkt ein Wirth drüber grade wie der andre!"

„Ich habe Sie alle ruhig angehört," sagte Friedrich, „und bin selbst kein Freund davon, die Menschen, die man erziehen will, in solcher Weise zu bestrafen. Ein Mädchen, das sich vergangen hat, wird nicht besser, wenn man seine Schamhaf-

tigkeit vor aller Welt so brandmarkt. Sollte also das Consistorium daran denken, die alte Kirchenzucht wieder bei uns einzuführen, so werde ich dagegen thun, was in meiner Macht steht. So lange ich es hindern kann, soll sie hier nicht aufkommen. Für jetzt aber ist noch Nichts davon zu fürchten, man hat Sie falsch berichtet, Niemand denkt daran."

Die Männer schwiegen. Sie wagten nicht dem Pfarrer zu widersprechen, sie glaubten seinen Worten auch. Es waren jedoch weniger die Eingriffe des Consistoriums gewesen, welche sie gescheut hatten, als die Gewaltthätigkeit der beiden Frauen, und doch hatte Keiner von ihnen das Herz, sich offen über dieselben zu beklagen. Alle drei standen eine Weile, sahen einander, sahen den Pfarrer an, endlich brach der alte Schöne zuerst auf.

„Na! so soll's ein Wort sein, Herr Pfarrer!" sagte er, „und geben Sie's nicht zu, daß sie Gottes Wort verkehren in pure Unbarmherzigkeit. Es ist genug gewesen an der Katharine!"

Der Hofmann fuhr sich mit der umgekehrten

Hand über die Augen, da er glaubte, man sähe es nicht, und warf mit hastiger Bewegung die Tropfen herab von seinen Fingern. Der junge Wirth aber blieb zögernd zurück, und als die Anderen zur Thüre hinaus gingen, trat er näher an den Pfarrer heran und sagte: „Sie meinen's gut mit den Leuten und mit Allen, Herr Pfarrer! und ich mein's auch gut mit dem gnäd'gen Herren, denn wir sind Kinder gewesen zusammen und er hat immer ein gutes Herz gehabt. Aber, passen Sie auf, das nimmt kein gutes Ende! Es ist Alles aufsässig gegen die gnädige Frau, und da helfen alle Geschenke und alles Wohlthun Nichts, zuletzt will doch ein Jeder Herr in seinem Hause bleiben!"

Damit nahm auch er seinen Hut, den er hatte auf dem Stuhle an der Thüre liegen lassen, und entfernte sich. Friedrich aber sah sich zu einer Erörterung gedrängt, die er länger nicht aufzuschieben vermochte, denn der Augenblick der Entscheidung war für ihn gekommen.

Fünftes Kapitel.

Noch an demselben Nachmittage ging Friedrich auf das Schloß. Er hatte Auguste gebeten, ihn zu begleiten, weil er wünschte, daß sie bei der Auseinandersetzung, die er seinem Freunde zu machen vorhatte, gegenwärtig sein möchte.

In dem kühlen, mit altmodigem Fliesengetäfel ausgelegten Saale saß der greise Baron am Fenster. Er sah den einsamen Spielen seines Enkels zu, der auf der Terrasse über den Reif sprang. Ihm zur Seite arbeitete Sidonie an einem Filet zum Schmetterlingsnetze für den Knaben, während Erich, der Thüre gegenüber, auf der Ottomane

saß und eben einen Pack von Büchern und Zeitungen durchblättert zu haben schien.

Die sonntägliche Stille, die Frische des Saales, in dem man das leise Summen einzelner Insecten hörte, welche sich aus dem sonnigen Garten in das schattige Zimmer verirrt hatten, der Duft der Blumen, die in großen chinesischen Vasen auf den Tischen standen, und vor Allem die Stattlichkeit der drei Schloßbewohner machten einen Eindruck des Friedens und der Schönheit. Auch schienen der alte Baron und seine Schwiegertochter heiter und wohl zufrieden zu sein. Nur auf Erich's Stirn lagerte unverkennbar ein Zug von Mißmuth, als er dem Freunde mit den Worten entgegentrat: „Du kommst grade recht, mir in einem Streite beizustehen, der sich über Weidewut's, über meines Sohnes Erziehung zwischen uns erhoben hat!"

„Einen Streit?" wiederholte Sidonie ablehnend, „wie magst Du eine Unterredung, in der es sich für's Erste einzig um eine theoretische Meinungsverschiedenheit handelt, nur als einen Streit bezeichnen?"

„Theoretische Auseinandersetzungen, beste Sidonie! sind bei vernünftigen Menschen die Vorläufer der praktischen Consequenzen, und gegen diese wünsche ich bei Zeiten zu protestiren!“

Er sagte das lächelnd. Die Baronin lächelte auch, aber der oberflächlichste Beobachter konnte bemerken, daß hinter dieser lächelnden Außenseite sich ein tiefer Ernst verbarg.

„Ihr müsset dem Herrn Pfarrer wohl vor allen Dingen sagen, um was es sich hier handelt!“ meinte der alte Baron, ein strenger Beobachter der Form.

„Es handelt sich einfach darum,“ erklärte Erich, „daß mein Junge systematisch zum Egoisten, zu einem Sonderwesen erzogen wird, was sein Unglück machen muß in Zeiten wie die unseren. Das hat angefangen schon mit dem Tage seiner Geburt, schon mit dem Namen Weidewut, den jetzt kein Mensch mehr führt als er, und mit dem ihn zu nennen, die Bitten meiner Frau mich leider damals bestimmten.“

„Weidewut ist der schöne altpreußische Name Eures Ahnherren,“ wendete die Baronin ein, „und

ich fand es so erhebend, unsern Sohn sein Leben lang daran zu erinnern, in wie ferne Vorzeit sein Ursprung zurückreicht!"

„Es haben ihn auch alle Heidenbrucks geführt, Du selbst heißest Weidewut!" bekräftigte der Baron.

„Aber ich bin nicht so genannt worden, und je älter der Junge wird, je lästiger wird es ihm fallen, sich mit einem Namen rufen zu hören und zu unterzeichnen, der in unserer Welt so fremd und so auffallend ist, wie die Auerochsen, aus deren Hörnern dieser unser Ahnherr seinen Meth getrunken hat."

Erich hielt inne, während Sidonie lächelte, und fuhr dann fort: „Das ist indeß eine Nebensache. Mag der Junge sich umtaufen, wenn es ihm einst nöthig scheint. Wogegen ich aber protestire, das ist gegen seine fortdauernde Einsamkeit. Wir Alle haben mit den Kindern im Dorfe gespielt, ich habe meine besten Stunden mit ihnen verlebt, und —"

„Mein Sohn!" unterbrach ihn der Baron, „es ist nicht nöthig, daß die Kinder alle Irrthümer der Eltern wiederholen! Du brauchst bei der Erziehung unseres Knaben die Fehler nicht nachzumachen, zu denen meine, von mir selbst jetzt

sehr beklagte Vorliebe für die französischen Encyklopädisten mich verleitete."

„Klagen Sie sich nicht an, theurer Vater!" meinte Sidonie. „Sie theilten die Irrthümer Ihrer Zeit. Diese Art von Erziehung à la Jean Jacques Rousseau, die Erziehung zur bürgerlichen Gleichheit, galt ja damals für ein Meisterstück, als eine Wohlthat für die Menschheit!"

„Ja! sie galt dafür," sagte der Baron, „aber sie kann nicht länger dafür gelten, seit wir die Früchte sehen, welche die Freiheit, die sie lehrte, sowohl für die Staaten, als für die Familien getragen hat. Sie ist mir auch neu und befremdlich Deine Liebe für diese Freiheit der Erziehung, Erich! Deine Liebe für die Freiheit überhaupt!"

„Meine Liebe? Ich liebe eine Feuersbrunst nicht, und doch werde ich Weidewut turnen lernen lassen, damit er sich erretten kann aus Feuersnoth!"

„Aus dem Contacte mit der sogenannten Freiheit kann man nicht unversehrt hervorgehen, wie aus einem Feuer!" meinte der Baron. „Sieh Dich in unserm eigenen Hause um, und frage Dich dann, ob Du eine sogenannte freisinnige Er-

ziehung vor Dir und Deinen Kindern zu vertreten wagst.“

„So unbedenklich,“ rief Erich, „daß, falls ich nicht eine vollständige Aenderung aller Erziehungsgrundsätze für ihn erlangen kann, ich ihn schon von seinem nächsten Geburtstage ab einem öffentlichen Institute übergebe, obschon ich ihn sehr schwer vermissen werde!“

„Du bist Herr über Dein Kind!“ sagte Sidonie mit einer Ruhe, welche neben ihres Mannes Ungeduld etwas sehr Edles hatte, „aber Du wirst mich nicht hindern, es als ein Unglück zu betrachten, wenn ein Knabe mit seinem siebenten Jahre den Segen der Mutterliebe und des Vaterhauses entbehren soll!“

Der Baron schüttelte beruhigend das Haupt. „Unbesorgt, Sidonie! Erich thut das nicht!“ tröstete er.

Aber gerade die Zuversichtlichkeit seines Vaters, die fast einem Verbote gleich zu kommen schien, reizte Erich. „Ich müßte nicht von Dir erzogen sein, bester Vater!“ rief er, „wenn ich nicht empfände, daß jeder Mann allein verantwortlich für

seine Kinder ist, daß jeder Vater Herr über sie sein und nach seiner Einsicht für sie sorgen muß!"

„Unbedenklich!" meinte der Baron, „es dünkt mich jedoch, daß der Rath und die Erfahrung des Mannes nicht unbenutzt zu bleiben brauchen, der ihren Vater zu seiner eignen Selbstherrlichkeit erzogen hat."

„Lieber Vater!" sagte Erich mit mühsam unterdrückter Ungeduld, „Deine Erfahrungen, Sidonien's Wünsche in allen Ehren, aber sie helfen uns nicht. Schlösset Ihr Euch nicht so absichtlich, so vollständig ab gegen Alles, was unsere Tage, was die neuere Literatur von Zeichen der Zukunft in sich tragen —"

„Ich habe genug davon gesehen und gelesen", meinte Sidonie, „um ein Entsetzen vor der Zukunft zu hegen, die dort vorbereitet wird!"

Erich war schon lange aufgestanden und heftig auf und nieder gegangen. Sein Freund sah, daß die Zornader auf seiner Stirne anschwoll, daß seine Lippen zuckten. Es war ihm bei der Lebhaftigkeit des Streites bisher nicht möglich gewesen, sich beruhigend und ausgleichend in das Gespräch zu

mischen, das am Rande einer häuslichen Scene schwebte. Er benutzte also jetzt das augenblickliche Schweigen Erich's, der nach Ruhe rang, zu der Bemerkung: „Ihr Entsetzen, Frau Baronin! wird die Zukunft nicht aufhalten, sich in neuen Bahnen zu entwickeln, und wo man einer gefürchteten Nothwendigkeit nicht zu entrinnen vermag, da ist es Lebensklugheit, wenn nicht mehr, sich vorbereitend für dieselbe zu erziehen, und sich ihr anzupassen!"

„Das ist es ja!" rief Erich, „das ist es ja! Sidonie denkt, es werde Alles ewig bleiben, wie es ist. Sie sieht nicht, sie will nicht sehen, wie Alles um uns anders wird, wie die Bourgeoisie uns an Intelligenz und Besitz überragt, wie der vierte Stand sich erhebt, als treibe ein inneres Feuer ihn empor. Sie sehen nicht, daß die Revolution über uns schwebt mit ihrem Vernichtungsdonner gegen die Monarchie und gegen das Privilegium! — Sie werden sich blind dagegen machen, bis er auf uns herniederschmettert — und was dann?"

Er blieb vor Sidonie fragend stehen. Sie

hatte ihre Arbeit aus den Händen gelegt und ihm mit Spannung zugehört. Statt aber seiner Erregtheit zu begegnen, sagte sie mit unverändertem Gleichmuthe lächelnd: „Nun! wenn Deine schwarzen Prophezeiungen erst mit dem Untergange der Monarchien zur Wahrheit werden sollen, guter Erich! so kann unser armer Junge noch ruhig seinen alten schönen Namen behalten, und braucht vor der Hand noch nicht mit den Bauernjungen zu verkehren!"

Auguste lachte ihr Beifall zu.

„Es ist Race in ihr!" sprach der Baron kopfschüttelnd leise vor sich hin. Allein Sidonie selber erschrak vor dem Ausdruck ihres Mannes. Sie stand auf, faßte seinen Arm und meinte, sich an ihn lehnend: „Gewiß, liebes Herz! Du siehst zu schwarz! Es ist eine krankhafte Verstimmung in Dir, es ist Hypochondrie, der ich mich widersetzen muß, sonst wird sie uns zu mächtig!"

Die Freundlichkeit, mit der sich die stattliche Frau an seine Schulter schmiegte, stand ihr wohl. Sie war überhaupt äußerlich sehr vortheilhaft verändert seit ihrer Verheirathung. Ihre Farbe, die

als Mädchen zu blühend gewesen, war milder geworden und stimmte dadurch mehr mit dem hellen, röthlich blonden Haar zusammen. Ohne an Wohlgestalt und Biegsamkeit zu verlieren, hatte sie an Fülle gewonnen, und man konnte keine schöneren Hände, keinen zierlicheren Nacken sehen, als die feine Hand, welche sich jetzt auf Erich's Schulter legte, als den blendenden Nacken, der Sidonien's Kopf mit seiner Lockenfülle trug.

Aber alle diese Vorzüge waren für ihren Gatten in solchem Augenblick verloren. Zu formvoll die Baronin von sich zu weisen, ließ er sie gewähren, ohne jedoch ihre Zärtlichkeit zu erwiedern, oder auch nur zu beachten.

„Ich wollte, die Monarchien wären so gesund als ich!" rief er aus, „und so ungefährdet als meine Gesundheit. Lies die Broschüren! Da liegen sie, Lamenais's Paroles d'un croyant und sein livre du peuple, die schon wieder in neuer Auflage erschienen, ein Beweis, wie sie verbreitet sind!" —

„Aber wer liest diese atheistischen Dinge?"

wendete Auguste ein, die ihren Antheil an der Unterredung haben wollte.

„Wer sie liest? Das Volk liest, das Volk verschlingt sie, und mit Recht, denn sie sind die Offenbarung seiner Zukunft!"

„Eine Offenbarung solltest Du nicht nennen, lieber Sohn, was kein Licht, sondern nur Verwirrung bringen kann, und darum gottverlassen ist!" meinte der alte Baron abweisend.

„Nein, Herr Baron! nein!" rief Friedrich, der bis dahin schweigend dem Streite zugehört hatte. „Es ist die höchste Liebe, die höchste Tugend, der göttlichste Geist versöhnender Menschlichkeit, aus dem diese Werke geflossen sind. Das Heil der Zukunft wird darauf beruhen, daß sie zur Wahrheit werden auf der Erde und —"

Der Baron, so sehr die Erfahrungen seiner letzten Lebensjahre ihn gebeugt hatten, konnte seine eigentliche Natur doch nicht verleugnen. Dem Widerstande gegenüber fühlte er sich hier in seinem Schlosse, in dem Schlosse, das Erich nur durch des Vaters freien Willen schon jetzt als Eigenthum besaß, plötzlich wieder als den unum-

schränkten Herrn, und sich hoch aufrichtend in seinem Sessel, sagte er: „Wir sind abgekommen von dem Thema, von dem wir ausgegangen sind. Was ist uns Lamenais und seine Weltbeglückung? Ich mag davon nichts weiter hören!“

Die Gewalt mißbrauchend, welche sein Verhältniß zu seinem Sohne ihm über denselben, welche sein Alter und die frühere Unterordnung Friedrich's ihm über diesen gaben, zwang er sie, die Unterhaltung abzubrechen, wollten Erich und der Pfarrer den Greis nicht beleidigen, der jetzt als Gast seines Sohnes in seinem eigenen Schlosse lebte.

Indeß das plötzliche Verstummen der beiden Männer hatte für den Baron selbst etwas Quälendes. Er fühlte, daß er zu weit gegangen, daß er sich selbst zu nahe getreten war. Er empfand, daß er einzulenken habe, und in plötzlich verändertem Tone sagte er: „Welchen Zusammenhang, Erich, haben die Pläne, Deinen Sohn in einer öffentlichen Anstalt erziehen zu lassen, mit der Zukunft, die Du den Monarchien und der Menschheit nahe glaubst?“

Man muß es gewohnt sein, von tyrannischer Hand gelenkt zu werden, um wie ein leblos Instrument, nur dem Tone nachklingend zu antworten, der willkürlich erweckt wird. Erich hatte diese Gewohnheit verloren. Er war erzürnt und mochte es doch nicht zeigen. Seine Farbe wechselte mehrmals schnell. Auguste sah ihn ängstlich, Sidonie bittend an. Die Rücksicht auf die Frauen, die Schonung für den Vater trugen den Sieg davon. Er bemeisterte sich so gut er konnte und sagte kalt, wie Einer, der ein auswendig gelerntes Glaubensbekenntniß abzulegen hat: „Die Zukunft der Staaten wird in einer auf Freiheit begründeten Association der Menschheit bestehen, mögen sie constitutionelle Monarchien oder Republiken heißen. Will man aber einen Menschen zu dieser Association gewöhnen, so muß man ihn früh einer öffentlichen Erziehungsanstalt übergeben!"

„Aber weshalb das?" fragte Auguste, nur damit das Schweigen nicht wieder über sie hereinbrechen möge.

„Weil die Familie den Knaben durch ihren Partikularismus, wie Exempel zeigt, im schlimmen

Sinne zum Aristokraten, zum Sonderwesen erzieht!“ antwortete Erich, auf seinen Sohn hinausdeutend. „Die Familie macht das Kind von Jugend auf zum Tyrannen des Schwächern, des Dienenden, und zum Sclaven des Machthabers, des Vaters. Sie erzieht ihn für die absolute Monarchie, indem sie ihn moralisch depravirt!“ Er hielt inne, denn er empfand die Anklage, welche er damit unwillkürlich gegen seinen Vater ausgesprochen hatte. Der Baron saß ruhig da, wie ein Steingebild, anscheinend unverwundbar in dem Gefühle seines guten Rechtes.

Erich aber, plötzlich gerührt von diesem Anblick, setzte sich neben ihn nieder und sprach, viel milder geworden: „Der Hauptvortheil, den ich in einem öffentlichen Institute erblicke, besteht darin, daß es die Knaben daran gewöhnt, in der Masse aufzugehen, sich in die Gesammtheit zu verlieren, und Fügsamkeit in das allgemeine Gesetz zu lernen, von dem in keinem Falle zu seinen Gunsten eine Ausnahme gemacht wird. Und daß das nöthig ist, das wenigstens werdet Ihr Alle mir doch eingestehen!“

Indeß, außer Friedrich, der sich beifällig äußerte, antwortete ihm Niemand. Es blieb still im Zimmer, eine gleichgültige Unterhaltung, welche die beiden Freunde anzuknüpfen versuchten, scheiterte an der Verstimmung der Uebrigen und an ihrem eigenen Mißmuthe.

Endlich stand der Baron auf und schellte. „Wünschest Du Etwas, lieber Vater?“ fragte Erich.

„Es scheint mir kalt hier, ich möchte ein Feuer in meinem Zimmer haben.“

„Wollen Sie nicht, bester Vater“, meinte Sidonie, „daß man hier im Saale ein Feuer mache?“

„Ja! wenn Erich Nichts dagegen hat“, sagte der Baron.

„Vater!“ riefen der Sohn und die Schwiegertochter erschrocken, „Vater! Sie haben Etwas! Du bist erzürnt!“ und Erich trat an ihn heran, seine Hand zu ergreifen.

„Vergieb mir, wenn ich zu heftig war!“ bat er herzlich, „es riß mich fort!“

„Die Zeit reißt uns Alle fort, wie es scheint!“ sagte der Baron. „Den Einen von dem festen

Platze, auf dem er sich zu behaupten verstand, den Andern zu einem Punkte, auf dem er sich nicht zu halten vermögen wird. Ich muß einsehen lernen, daß die Zeit, in der ich wurzele, sogar Dir schon als eine erstorbene Vergangenheit erscheint. Du wirst ja erleben, welche Festigkeit, welche Zeugungskraft die von Euch so gepriesene Zukunft besitzen wird. Ich verlange nicht, sie zu kennen, ich beneide sie Euch nicht."

Mit den Worten ging er auf die Terrasse zu seinem Enkel hinaus, wendete sich aber in der Thüre um und befahl: „Lassen Sie ein Feuer hier im Saale machen, liebe Sidonie, damit wir unser Piket beginnen können!"

Die Baronin schob den Kartentisch und die Sessel zurecht, Auguste nahm ihren Nähkasten vor und richtete sich ein, den Spielenden arbeitend Gesellschaft zu leisten. Seit sie im Pfarrhause lebte, empfand sie eine Genugthuung daran, so viel als möglich im Schlosse zu sein. Hatte sie früher den geringsten Vorzug, welcher ihren Cousinen eingeräumt ward, als eine schwere Kränkung angesehen, so schien es ihr jetzt natürlich, von

Sidonien als eine untergeordnete Gesellschafterin behandelt zu werden, die man nach Bedürfniß aufsuchte oder mied. Vergebens hatte Friedrich ihr bemerklich gemacht, daß sie diese beleidigende Abhängigkeit durch ihre thörichte Verehrung des Reichthums und des Ranges selbst verschulde, daß sie ihm persönlich damit zu nahe trete, wenn sie sich in solcher Weise der Baronin unterordne. Vergebens hatte Erich seine Frau daran erinnert, daß Auguste seine Cousine, seine Pflegeschwester, die Frau seines besten Freundes sei, und für sie jene Rücksichten gefordert, welche Sidonie für alle diejenigen zuvorkommend zu nehmen wußte, denen sie wohlwollte und die sie als ihres Gleichen ansah. Es war kein Verhältniß zwischen den Frauen herzustellen gewesen, wie ihre Männer es für sie begehren mußten.

Die Baronin, welche mit Augusten, nicht wie Erich, durch lange Gewohnheit und gemeinsame Erinnerungen zusammenhing, hatte sich Anfangs von den unedleren Seiten dieses Charakters abgestoßen, Auguste sich von der formvollen Zurückhaltung der jungen Frau gekränkt gefühlt, und

Beide hatten einander gemieden, bis die Einsamkeit des Landlebens die Eine wie die Andere begierig nach Unterhaltung und dadurch versöhnlicher gemacht hatte. Die Baronin, schon als Mädchen an eine sehr bevorzugte Stellung gewöhnt, hatte es entbehrt, sich gesucht zu sehen und Niemand zu haben, den sie im täglichen Leben beschützen, den sie durch ihre Annäherung erfreuen konnte. Der Pfarrerin hingegen hatte ein Gegenstand gefehlt, dem sie nachstreben, mit dem sie ihre Verhältnisse vergleichen, an dem sich ihre gewohnte Unzufriedenheit mit ihrem Loose emporranken konnte. Diese Schwächen waren es gewesen, welche die Frauen zuerst zusammenführten, bis der beiderseitige Adelstolz, die beiderseitige Abneigung gegen Helene und Cornelie, die üble Meinung, welche Beide von der Unbeständigkeit der Männer hegten, festere Anknüpfungspunkte zwischen ihnen gebildet hatten. Diese Annäherung war mit der Herrschaft gewachsen, welche die Baronin über die Cousine ihres Mannes gewonnen. Ihr Einfluß auf Auguste war unverkennbar. Während sie das Selbstgefühl derselben untergrub und sie vollständig unter-

jochte, rühmte sie sich in ruhiger Ueberzeugung, daß sie Auguste für eine höhere Lebensauffassung erziehe. Sie behauptete, die Pfarrerin zu jener demüthigen Resignation angeleitet zu haben, ohne die kein Mensch sich glücklich fühlen, Niemand zur Zufriedenheit mit seinem Schicksale gelangen, Niemand sich neidlos denjenigen unterordnen könne, welchen der Wille Gottes bevorzugtere Verhältnisse angewiesen habe.

Erich's Vorwurf, daß sie Auguste durch Demüthigungen erniedrige, lehnte Sidonie eben so bestimmt ab, als Auguste es bestritt, wenn Friedrich die Baronin der Herrschsucht anklagte und Augusten ihre knechtische Unterwürfigkeit gegen dieselbe tadelnd vorhielt. Auguste behauptete neben der Freigeisterei ihres Mannes den sittlichen Halt nicht entbehren zu können, den die Charakterfestigkeit und Religiosität der Baronin ihr gewährten. Sie hatte in Sidonie ihren Meister gefunden, denn Frauen wie Auguste, fügen sich nur den Menschen, werden nur von denjenigen erzogen, die ihnen eine harte Hand auflegen und ein schweres Joch. Herrschsucht und Knechtessinn

bedürfen, suchen und finden einander, sich gegenseitig zu verderben.

Da Sidonie gern eine Art von Hofstaat um sich sah, brachte die Pfarrerin wieder den ganzen Abend damit zu, dem Spiele des Barons und seiner Schwiegertochter beizuwohnen, das sich diesmal länger als sonst üblich ausdehnte, weil der Baron in seinem Mißmuth die Unterhaltung mit Erich und dem Pfarrer zu erneuern scheute. Die Freunde waren also, wie gewöhnlich, aufeinander angewiesen, und nachdem sie noch eine Weile an dem Büchertische zugebracht, verließen sie den Saal.

Sechstes Kapitel.

Sie waren noch nicht lange in Erich's Bibliothek gewesen, deren Fensterthüren sich nach dem Garten öffneten, als sie in's Freie hinausschritten, und umhergehend und plaudernd wieder auf ihre früheren Gespräche über Erziehung im Allgemeinen, und auf die des Knaben im Besonderen zurückkamen.

„Ich befinde mich Sidonien gegenüber“, sagte Erich, „in einem sonderbaren Zwiespalt. Ich stimme mit ihr in allen ihren Ueberzeugungen zusammen. Ihre religiösen Ansichten sind die meinen. Ich theile ihre Liebe für das Vaterland und das Herrscherhaus, die geradezu einen poetischen

Charakter bei ihr hat. Ihr Festhalten an dem Alten, Hergebrachten hängt so untrennbar mit der Treue und Tiefe ihres Wesens zusammen, daß ich nicht den Muth habe, ihren kleinen Vorurtheilen entgegen zu treten, aus der natürlichen Scheu, sie in ihrem innersten Empfinden zu verletzen. Selbst ihr strenges Urtheil in moralischer und sittlicher Hinsicht ist mir achtenswerth, weil es aus ihrer wundervollen Reinheit und aus ihrer echt deutschen Weiblichkeit entspringt — —" Er stockte plötzlich und schwieg.

„Dieser Vordersatz fordert seinen Nachsatz," bemerkte Friedrich, „der mit „dennoch" beginnen muß."

„Dennoch," sprach der Baron nachdenklich, „dennoch gehen wir vollkommen auseinander, sobald es auf die praktische Ausführung unserer Ueberzeugungen ankommt."

Wie der Bildhauer es lernt, die Stärke der Meißelschläge dem Materiale anzupassen, indem er arbeitet, so hatte die Erfahrung seines Amtes Friedrich gelehrt, die Menschen zu behandeln. Denn wie es Unverstand wäre, wollte der Bild-

hauer dem spröden Alabaster bieten, was er dem festen Marmor zumuthen darf, so ist es Unbarmherzigkeit und Rohheit, allen Naturen mit jener rückhaltslosen Wahrheit zu begegnen, mit der man sich allein genug thut, während man denjenigen, dem sie gelten sollte, nur zu oft damit verwundet, ohne ihm mit dem Schmerze zu nützen oder ihm zu helfen. Ueberhaupt geht man meist mit leblosen Dingen verständiger und vorsichtiger um, als mit dem Menschen, weil ein geistiger Schade, den man anrichtet, nicht gleich so ersichtlich ist, wie ein Riß in einem Stoffe oder ein Bruch in einem Gefäße.

Friedrich kannte die verehrende Liebe seines Freundes für Sidonie, und dies benutzend, sagte er: „Sidonie ist Eins in sich, darin liegt ihre Gewalt. Ihr Glaube an einen persönlichen Gott ist die Basis ihres Wesens, ihrer Anschauungen, und da sie phantasielos ist, so ist sie unbestechlich!"

„Ja!" rief Erich, „sie ist unter allen Frauen, die ich kannte, die Einzige, deren Herz eben so unbestechlich ist, als ihr Verstand!"

„So mußt Du," fiel ihm der Freund in's

Wort, „Dich ihr gegenüber leicht im Nachtheil finden, denn Dein Herz ist mächtig in Dir, Du bist viel weicher als Sidonie!“

Der Baron gab das mit Zögern zu, und Friedrich fuhr fort: „Ich glaube überhaupt, lieber Erich! der Zwiespalt, dessen Du erwähnst, liegt nicht zwischen Dir und Deiner Frau, sondern in Dir selber, in Dir allein. Dein Verstand und Dein Empfinden sind getrennt. Du möchtest die Verstandesüberzeugung unserer Tage mit den Dir lieb und ehrwürdig gewordenen Traditionen der Vergangenheit vereinen. Das aber ist unmöglich, lieber Freund! und daran leidest Du Sidonien gegenüber.“

Erich fand sich getroffen. „Es ist wahr,“ sagte er, „ich fühle es wie einen doppelten Menschen in mir. Ich kann meine Einsicht nicht blind machen, welche den Sturz unserer ganzen socialen Zustände oft nahe vor sich erblickt, welche die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse begreift — und doch hänge ich an dem Alten. Ich sehe für Europa Revolutionen voraus, die nicht nur die Monarchien und mit ihnen den Adel vernichten, son-

dern alle Bedingungen des Besitzes verändern können, aber grade darum fühle ich mich wieder gedrungen, an dem Untergehenden festzuhalten, an das so vieles Erhabene und Schöne uns bindet."

„Wie bei Sidonie die Kraft, so ruht bei Dir die Schwäche in der religiösen Ueberzeugung," sagte Friedrich; „das Christenthum war Dir schon Nichts mehr, als wir uns kennen lernten; ja mehr noch, Dir fehlte schon damals der rechte Glaube an Gott, der die Gläubigen so mächtig macht, und —"

„Das ist ein Mißgeschick," rief der Baron ihn unterbrechend, „das Du seit Jahren mit mir theilest, ohne die Zerwürfnisse zu theilen, die mich peinigen. Ich erkenne alle die Sittengesetze, alle die Moralgesetze an, die Sidonie geltend machen möchte. Ich gebe zu, daß sie dem Christenthum entstammen, daß sie heilig gehalten werden müßten, indeß mir fehlt die Kraft, sie in ihrer Strenge auf Andere anzuwenden — vielleicht weil ich sie selbst nicht durchzuführen vermochte. Alle meine Lebenserfahrung hat mich nicht gleichgültig gemacht gegen die Uebertretung der Sitte, alle

meine Achtung vor der Sitte kann mich nicht dahin bringen, die Uebertreter derselben zu verdammen. Ich bewundere die Menschen, die in diesen Dingen zur Einheit zu kommen vermögen, aber ich beneide sie nicht um — —"

Er vollendete nicht und Beide schwiegen. Erst nach einer langen Pause sagte Friedrich: „Der Weg, den unsere Unterredung genommen hat, bringt mich dazu, Dir eine Mittheilung zu machen, die Dich wahrscheinlich nicht mehr unvorbereitet trifft. Ich gehe mit dem Gedanken um, mein Amt niederzulegen!"

„Nein! unmöglich!" rief der Baron im höchsten Grade betroffen.

„Ich habe die Sache lang in mir erwogen," fuhr Friedrich mit einer Ruhe fort, welche gegen die Bewegung seines Freundes um so lebhafter abstach, „ich habe mich nach allen Seiten hin geprüft, und ich sehe für mich keinen andern Ausweg."

„Du könntest so plötzlich Deine Wirksamkeit aufgeben, eine Wirksamkeit, die Dir stets so wichtig schien?"

„Sie ist in meinen Augen eine verfehlte, weil sie eine halbe ist,“ unterbrach ihn der Andere. „Ich sehe es daher als eine Pflicht an, ihr zu entsagen.“ — Er hielt wieder inne, als wolle er jedes Wort erwägen, und fuhr dann fort „Das Amt, das ich bekleide, das ich zum Theil auch Deinem und dem Vertrauen Deines Vaters danke, ist mir gegeben, damit ich als ein Seelsorger das Volk nicht nur im Sinne der Bibel, sondern auch im Geiste der Interpretationen erziehe, welche unser staatliches Religionsbekenntniß der Bibel unterlegt. Ich soll den Glauben an einen persönlichen Gott und an eine allwaltende Vorsehung, an einen unbeschränkten Herrn im Staate und an die Alleingültigkeit seines Willens nähren, ich soll die Sündhaftigkeit der Menschennatur als Dogma aufstellen, und ihre ersten Bedürfnisse als Verbrechen proclamiren. Ich soll verdammen, wo ich beklage, den Menschen zur Rechenschaft ziehen, wo die falsche Civilisation, die falschen Grundsätze unserer Staatsverfassungen mir allein verantwortlich scheinen — das Alles kann ich nicht.“

„Ich fühle seit langer Zeit, daß Dir die Bi-

bel, daß Dir das Christenthum Nichts sind!“ sagte Erich schmerzlich.

„Du irrst!“ entgegnete der Andere. „Die Bibel ist mir ehrwürdig als historisches Werk, als eine Lehre von dem Entwicklungsgange, den die Moral genommen hat, bedeutend in den tiefsinnigen Aussprüchen ihrer Weisen, schön in ihren Dichtungen, lehrreich aus allen diesen Rücksichten —“

„Aber sie ist Dir nicht die unmittelbare Offenbarung? nicht der alleinige Quell der absoluten Wahrheit?“

„Wie könnte sie das, da, um nur das Eine zu erwähnen, fast alle Evangelien vor der Kritik nicht Stich gehalten haben, die sie als unächt dargethan hat?“ entgegnete Friedrich mild.

„Und was gewinnst Du mit diesem Wissen? was gewinnt die Menschheit damit?“ fragte der Baron gereizt.

„Sie gewinnt die Wahrheit!“

„Ein trostloser Gewinn, denn er wird die Welt entgöttern!“

„Nicht die Welt entgöttert sie, sondern den

Himmel! denn sie zeigt dem Menschen, daß der Gott in ihm, daß er in Allem ist, was lebt!"

„Die Lehre ist alt!" meinte Erich, „was aber hat der Spinozismus, was hat der Atheismus überhaupt geschaffen, das dem bildenden Einflusse, der zeugenden Kraft des Gottvertrauens, des Christenthumes zu vergleichen wäre?"

„Wenn die Art des Siedlers in den Urwald kommt, muß sie zerstören, ehe sie bauen kann," sagte Friedrich. „Du könntest mich mit gleichem Rechte fragen, was hat des Siedlers Art geschaffen, das mit der Herrlichkeit jener schützenden Bäume, das mit der Nährkraft der Palmen, das mit der Schönheit der Lianen zu vergleichen wäre? Was können die öde Fläche, die niedergebrannten Gräser, die verkohlten Wurzeln bieten? Aber wenn die Hütten sich erheben, wenn sie zu Häusern, zu Städten erwachsen, in denen freie Menschen ein gesichertes Dasein führen, in denen die Bruderliebe den Verfolgten willkommen heißt, den Andersdenkenden ehrt, dem Thätigen Raum für seine Thatkraft bietet, dann zeigt sich die Schöpferkraft der Zerstörung! Dann zeigt es sich, daß

die scharfe Art und das verzehrende Feuer kostbarere Früchte zu bringen vermögen, als der uralte Baumwuchs, den sie gefällt."

Es lag etwas Seherisches in der Begeisterung, mit der er diese Worte gesprochen hatte. Sein Blick war in die Ferne gerichtet, als erspähe er das Urbild seines innern Schauens. Erich war in Gedanken versunken, auch Friedrich schwieg lange.

Endlich hob er von Neuem an. „Als ich mein Amt antrat," sagte er, „war mein Glaube an die Dogmen schon erschüttert, aber ich wurzelte fest in dem Glauben an einen persönlichen Gott. Auf diesen gestützt, hoffte ich mein Lehramt segensreich durchführen zu können. Ich hoffte eine Versöhnung zu finden zwischen der Natur des Menschen, den Lehren der Religion und den Gesetzen des Staates. Ich glaubte durch Erziehung die Kluft ausfüllen, und vorbeugen zu können, wo das unmöglich war. Ich sah mein Amt als einen Beruf an, das Feindliche, das Widerstrebende zu versöhnen. Aber der Einblick in das Leben, in das Herz, in die Natur des Menschen, haben meine Hoffnung auf die Mög-

lichkeit einer solchen Versöhnung vernichtet, meinen Glauben an eine Vorsehung, meinen Glauben an die absolute Sündhaftigkeit des Menschen, meine Achtung vor unseren Gesetzen zerstört — und sie sind es nicht nur in mir, sie sind es in vielen Anderen, die sich dessen nur nicht klar bewußt sind. Mehr als die Kritik der Gelehrten, mehr als Strauß und Feuerbach haben mein sterbender Vater und der alte Bauer Schöne mich gelehrt. Mehr als das Urtheil der Forscher hat mich die täglich gemachte Erfahrung von der Unvereinbarkeit überzeugt, in der die Gesetze der Bibel und des Staates sich mit unseren Naturbedingungen befinden —"

„Friedrich!" rief der Baron, „Du stehst auf einem furchtbaren Standpunkte. Dir schmeichelt die Höhe, auf der Du Dich zu befinden glaubst, aber neben Dir gähnt der Abgrund, in den Du stürzen wirst, in den Du stürzen mußt — —"

„Wenn," unterbrach ihn der Pfarrer, „wenn ich nicht das rettende Seiler blicke, das mich hält und trägt! — Und diese Rettung vor dem Hochmuth, diese Rettung vor Selbstvergötterung und Selbstsucht, sie ist da! Sie ist allgegenwärtig,

allmächtig, allbeschützend. Sie umgiebt uns unentfliehbar in der Natur. Die Natur ist ewig, ewig! — Weit hinausragend über den Untergang der Menschen und der einzelnen Welten! Ihre Ewigkeit söhnt uns aus mit unserer Vergänglichkeit, ihre Größe zwingt uns zur Demuth, ihre Gesetzlichkeit lehrt uns das Gesetz ehren, und uns dem allgemein Nothwendigen unterordnen; ihre ausgleichende Milde, ihre Gerechtigkeit, ihre folgerechte Unerbittlichkeit, ihre Sorge für das Geringste — das sind die Beispiele, denen wir zu folgen haben, das sind die Pfeiler, auf denen der neue Tempel sich erheben wird, das sind die Grundsätze jener erfüllenden Religion der Zukunft, die aufdämmernd in heiliger Ahnung schon jetzt in vielen Herzen tagt! — Und," rief er mit dem Ausdruck höchster Liebe, „solche Herzen sind nicht dazu gemacht, die Menschen zu verdammen für die Unvollkommenheit ihres Wesens, die sich nicht zu behaupten weiß in dem Widerspruch, in welchem sie sich mit den Lehren und Gesetzen der Vergangenheit befindet!"

Nie im Leben hatte Erich den Freund in ähn-

licher Erhabenheit, in solcher Schönheit vor sich gesehen. Seine Gestalt schien gehoben, sein Auge leuchtete vor Freudigkeit, der Ausdruck höchster Begeisterung und felsenfesten Glaubens war über sein ganzes Wesen ausgebreitet.

Der Baron staunte ihn an, aber seine Seele vermochte sich nicht zu entzünden an dem Feuer seines Freundes. Der Schatten der Schwermuth lagerte sich noch dunkler über seine Stirne, und traurig sagte er: „Hier, ich fühle es, werden unsere Wege sich trennen. Wir gehören verschiedenen Welten an. Möchtest Du nicht untergehen in dem neuen Aufgange, den Du ahnest! Möchte Dir nie bange werden vor dem entgötterten Himmel, zu dem die Augen aller der Millionen Menschen, die vor uns waren und die mit uns leben, hülfesuchend und trostfindend emporblickten. Möchtest Du Dir immer selbst genug sein, wie in dieser Stunde Deiner Kraft, und Dich nie haltlos verloren fühlen in der Menge der erschaffenen Wesen, unter denen das kleinste Würmchen, das geringste Blatt Dir gleichberechtigt, dauernd und vergänglich sind, wie Du.“

Er sprach die Worte mit dem stillen, ernsten Schmerz des reifen Mannes. Seine ganze Liebe für den Freund klang daraus hervor. Sie schwiegen Beide, bis Erich, sich plötzlich aufrichtend, sagte: „Daß Du mit diesen Ueberzeugungen nicht dauernd Pfarrer einer christlichen Gemeinde bleiben kannst, ist nur zu wahr. Was aber denkst Du zu beginnen?"

„Ich werde, da wir Beide einig sind, meine Entlassung fordern, und die Zeit, bis ich sie erhalte, benutzen, Auguste auf den Schritt vorzubereiten, den ich thun muß!"

„Du wirst sie sehr unglücklich machen mit dem Bekenntniß Deiner Glaubenslosigkeit! Oder laß es uns das Bekenntniß Deines neuen Glaubens nennen!" verbesserte er sich, da er sah, daß Friedrich eine Einwendung gegen die erste Bezeichnung machen wollte.

„Auf den ganz verschiedenen Standpunkten, auf denen wir uns befanden," antwortete Friedrich, „erwuchs uns auch bisher kein Glück. Unsere Verbindung war, ich bekenne das mit bitterem Schmerz, ein Unglück für uns Beide. Unser Beisammen-

sein ist kein förderndes. Es hat Stunden gegeben, in denen ich leidensmüde an eine Trennung unserer Ehe dachte!"

„War das die Frucht der neuen Wahrheits- und Liebeslehre, die Du in Dir mächtig nennst?" fragte Erich tadelnd.

„Ja!" rief Friedrich, „denn die Wahrheit und die Liebe verwerfen eine Ehe, der sie beide fehlen!"

„Aber die Gerechtigkeit und Duldsamkeit gegen jede Individualität, die Du zu Deinen Bekenntnissen rechnest, sind Nichts, wenn sie Dich nicht duldsam machen gegen das arme Weib, das Du Dir frei erwählt hast!"

„Ich sagte Dir nicht, daß ich unsere Trennung beabsichtige, ich sprach nur aus, daß ich an die Möglichkeit eines solchen Schrittes gedacht habe in mancher schweren Stunde!" und wieder schwiegen die Freunde.

Erich hatte Recht gehabt, sie standen an dem Scheidewege, der sie Beide trennen konnte. Grade darum aber fühlten sie, wie theuer sie einander waren, wie lange und wie mächtige Erinnerung

sie verkettete, wie das Beisammensein der letzten Jahre sie noch fester verbunden hatte, und wie sie einander in Zukunft fehlen würden.

„Wovon denkst Du zu leben? Stehen Deine Plane für die Zukunft fest, wenn man Dein Entlassungsgesuch annimmt?“ fragte Erich, der eine liebevolle Genugthuung darin empfunden hatte, den Freund in seiner Nähe und durch seine Hülfe vor Nahrungssorgen geschützt, in relativem Wohlstande zu wissen.

„Ich habe vor, das ererbte Capital für den Bedarf der nächsten Jahre zu verwenden. Sobald ich frei bin, denke ich nach Italien, nach Rom zu gehen.“

„Nach Rom? was willst Du dort?“

„Ich will Geschichte studiren und Archäologie! Gelingt es mir, diese Studien, wie ich es wünsche, für die Gegenwart nutzbar, für die Nichtstudirten zugänglich zu machen, bin ich im Stande, die Kenntniß der alten Welt und ihrer Kunst zu popularisiren, wie ich's möchte, so hoffe ich der Menschheit damit manches Werkzeug zur Ausrodung des Urwaldes in die Hand zu geben,

an dessen Stätte einst unser Tempel stehen soll!"

„Und Deine Frau?" fragte Erich.

„Auguste soll mit mir gehen!" antwortete Friedrich. „Grade für sie, für die Zukunft unserer Ehe, erwarte ich viel von einer solchen Reise. Der Anblick einer ihr neuen Welt, die großen- und mächtigen Eindrücke, die ihr Italien bieten wird, müssen Augustens Sinn erweitern. Das Alleinsein der Reise wird uns näher zu einander führen. Auch in diesem Punkte ersehne ich die Ortsveränderung, und mich dünkt, daß Augustens Entfernung auch Deiner Ehe ersprießlich sein werde."

Der Baron antwortete nicht darauf. Er konnte dem Freunde nicht zugestehen, was er sich selbst nicht einzuräumen entschlossen war, aber Friedrich befand sich ihm gegenüber in großem Vortheil. Er war innerlich seit lange auf dieses Ereigniß, auf eine solche Unterredung gefaßt gewesen, während sie seinen Freund unvorbereitet traf. Sie belastete Diesen und befreite Jenen. Sie öffnete dem Einen das Thor einer unbegrenzten Freiheit, die zum Fortschreiten, zum Handeln

und Genießen einlud; sie zeigte dem Andern, daß er durch seine Empfindung gebannt, sich innerhalb fester Grenzen zu bewegen habe. Friedrich fühlte sich frisch und jung, Erich traurig und alt, als sie sich an dem Abend trennten.

Siebentes Kapitel.

Frei geworden durch die Mittheilung gegen den Freund, hatte Friedrich beschlossen, gleich am nächsten Morgen Auguste in seine Absicht einzuweihen, obschon ihm davor bangte.

Sie saß am Frühstückstische, als er nach einem Gange durch den Garten bei ihr eintrat.

„Hast Du gesehen,“ rief sie ihm entgegen, „daß die Mairöschen heraus sind? Ich ging früh nach den Radiesbeeten, und fand den Garten wie verzaubert seit gestern. Alles ist voll Rosen!“

Sie sah heiter aus, hatte Rosen in einem Glase Wasser auf den Tisch gestellt und selbst einige Rosen an die Brust gesteckt.

*

„Ja!“ sagte Friedrich, „auch mir ist die Schönheit unseres Gartens selten so entgegengetreten. Er ist in den drei Jahren ein ganz anderer geworden. Man arbeitet wirklich einen Theil seines Herzens hinein in solch kleinen Besitz. Es hat mich gerührt, als mir heute das Stückchen Erde in so blühendem Dank entgegen schimmerte!“

Er versank in Schweigen, während Auguste den Kaffee einschenkte. Als sie ihn über verschiedene häusliche Angelegenheiten unterhielt, antwortete er ihr sichtlich zerstreut, so daß sie endlich fragte: „Woran denkst Du, Friedrich? Du hörst mir nicht zu!“

„Ich dachte daran, ob es Dir sehr hart ankommen würde, diesen Garten in andere Hände übergehen zu sehen?“

„Ob es mir hart ankommen würde?“ wiederholte sie. „So hart, daß ich Himmel und Erde in Bewegung setzen würde, es zu verhindern. Glücklicher Weise kann davon aber nicht die Rede sein.“

„Und wenn es doch wäre, Auguste? wenn Verhältnisse —“

Sie ließ ihn nicht enden. „Wenn Du daran dächtest," rief sie, „von hier fort zu gehen, so würde ich Dich für den größten Thoren erklären; es sei denn, daß Du irgend eine Superintendentur, oder sonst eine sehr bedeutende Stellung in der Stadt erhieltest, bei der man neben besserem Gehalte eine Position hätte. Aber sonst — sonst wäre es ein Wahnsinn von hier fort zu gehen!"

Sie war bei diesen Worten aufgestanden, da das Frühstück beendet war, und gewohnt, daß Friedrich sie dann verließ, hatte sie sich an dem Nähtisch in der Fensterbrüstung niedergelassen, auf den die schwebenden Ranken des Jelängerjeliebers ihre spielenden Schatten niederwarfen. Ihr Mann sah gedankenvoll zu ihr hinüber. Niemals hatte sie ihre Vorliebe für diesen Aufenthalt so entschieden ausgesprochen, selten überhaupt hatte er sie so zufrieden gesehen, als heute, da die sanfte Schönheit des Frühlingsmorgens ihr Herz bewegte, und grade heute sollte er ihr sagen, daß er den Ort verlassen wolle. Es that ihm weh, doch hatte er keine Wahl. Er mußte ihre weiche Stimmung benutzen, und mit einem

milden Tone, in dem sein ganzes Bedauern erklang, sagte er: „Ich wollte, wir hätten diese drei Jahre in so ungetrübtem Glück verlebt, daß ich Dir leichten Herzens zumuthen dürfte, mir ein Opfer zu bringen!“

„Was heißt das?“ fragte sie erschreckt, indem sie die Arbeit aus den Händen legte.

„Ich bin gezwungen, die Pfarre zu verlassen!“

„Zu verlassen? die Pfarre zu verlassen? Um Gottes Willen, was ist geschehen?“ rief sie, „Du hast Dich mit Erich überworfen?“

Sie war aufgestanden und zu ihrem Manne herangetreten. Er reichte ihr die Hand und nöthigte sie, sich zu ihm niederzusetzen.

„Nein!“ rief sie, „nur keine Procedur, keine Feierlichkeit! Sag' mir kurz heraus, was ist geschehen? Ich bin es nicht gewohnt, so vorsichtig behandelt zu werden, mein Leben hat mich den Schicksalsschlägen stehen gelehrt. Was ist geschehen, Friedrich?“

Er hätte gewünscht, ihr ruhig die Beweggründe seines Handelns auseinander zu setzen, aber von ihrer Ungeduld gedrängt, und gereizt

durch die Bitterkeit ihres Tones, sagte er: „Ich finde es mit meinen Ueberzeugungen nicht länger mehr vereinbar, ein Pfarramt zu verwalten!“

Auguste stand wie versteinert da. Sie that ihm leid, er trat zu ihr, umfaßte sie und sagte: „Laß Dich nicht niederwerfen von der Mittheilung, höre mich an! Ich habe so oft versucht, Dir klar zu machen, was sich in mir entwickelt hat, Du hast es abgewiesen, und doch war es das einzige Mittel uns zu verständigen. Ich muß den Schritt thun, ich muß in mir selber Eins werden. Erleichtere mir das. Wir haben einander gelobt, uns zu tragen und zu stützen; steh mir jetzt muthig bei, und auch für unseren innern Frieden wird der Entschluß, den ich gefaßt habe, förderlich sein. Steh mir jetzt muthig bei, Auguste! Du hast die Kraft dazu!“

„Die Kraft?“ rief sie, „ja! ich habe Kraft, ich habe sie beweisen müssen all mein Lebenlang, aber was mir jetzt zugemuthet wird, so plötzlich zugemuthet wird, das ist zu stark!“

„Ist es meine Schuld,“ fragte er, „daß Du mich stets zurückgewiesen, wenn ich Dir ausein-

anderſetzen wollte, was mich an meinem Amte drückte, weil es mit meinen Ueberzeugungen nicht zu vereinen war? Iſt es meine Schuld, wenn Du Dich von Sidoniens Strenggläubigkeit haſt fortziehen laſſen, wohin ich Dir nicht folgen konnte?"

Sie antwortete ihm nicht, aber plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief ſie: „Gott im Himmel! bin ich denn verdammt mit meinem reinen, treuen Herzen immer an Männer zu gerathen, denen Nichts heilig iſt, nicht ihre Ehre, nicht ihr Amt, nicht ihr Glaube und nicht mein Glück? — Liegt denn der Fluch auf mir, daß ich nie und nirgends Frieden, nie und nirgends eine ſichere, feſte Heimath finden ſoll?"

Trotz der Ungerechtigkeit in ihren Worten, erſchütterten ihn ihre Klagen, ihre Vorwürfe. Er konnte in dieſem Augenblicke nicht an ihr eigenes Verſchulden denken. Alles, was ſie ihm als Braut von den Schmerzen ihrer Vergangenheit erzählt, die Zuverſicht, mit der er gehofft, ihr ein ſanftes Leben zu bereiten, das Zutrauen, der gute Wille, mit denen er ſie in ſein Haus geführt, das Alles ſtand deutlich vor ſeinem Erinnern. Es that ihm

weh, daß sie nicht glücklich war mit ihm, weher noch, daß er sie neuem Schmerz entgegenführen sollte. Er empfand sich als ihren Beschützer, als verantwortlich für sie, für ihre Zukunft. Er tadelte sich, daß er nur daran habe denken können, sich jemals von ihr zu trennen, und doch hatte er auch sich und seiner Ueberzeugung zu genügen.

„Auguste!“ sagte er weich und bittend, „laß uns nach Verständigung trachten, der Friede wird uns kommen, und Deine Heimath soll an meinem Herzen sein.“

„Glaubst Du,“ rief sie, indem sie sich von ihm losmachte, „glaubst Du, ich könnte Frieden finden bei Dir, an Deinem Herzen, seit ich weiß, daß alles Gute daraus entschwunden, daß Dir Nichts heilig ist? — Meinst Du, ich wüßte es nicht lange, daß Du nicht an Gott glaubst? daß Du keinen Unterschied mehr machst zwischen Gut und Böse? daß alle Deine Begriffe sich verwirrt haben? — Wie hätte ich mich denn so an Sidonie hängen können, hätte ich nicht eines Haltes, einer Stütze gegen Deinen Atheismus bedurft, hätte ich mich nicht an sie klammern müssen, damit ich we=

nigstens mich nicht fortreißen lasse, und Gut gut, und Böse böse nenne. Was bleibt mir Deinem schwankenden Charakter gegenüber, als die Zuversicht auf Gott? Bei Dir ist kein Friede mehr für mich! keine Ruhe und keine Heimath!"

Friedrich schauerte zusammen vor der schmerzlichen Wahrheit ihres Tones, vor der Entschiedenheit, mit der sie ihr Getrenntsein aussprach.

„Nimm das zurück, Auguste!" bat er.

„Ich kann es nicht! Es ist die Wahrheit! Ich habe den Frieden, die Ruhe nicht bei Dir gefunden. Es ist gut, daß Gott uns keine Kinder gab. Ich würde verzweifeln, müßte ich sie zu Gottesleugnern erziehen sehen. Du kannst mir Nichts mehr geben, laß mir wenigstens den Glauben an Ihn, der Pflichterfüllung segnet und ein Leidensloos im Jenseits zu vergelten weiß. Es ist das Letzte, was mir bleibt!" Sie weinte still. Beide verstummten.

Friedrich hatte sie nie so weich gesehen. Sie war seinem Herzen näher als jemals. Aber während er nach einem Ausweg spähte, während er sich fragte, was er zu ihrem Troste, zu ihrem

Frieden thun könne, rief sie plötzlich: „Und was soll aus uns werden? Wovon werden wir leben?“

„Wir wollen nach Italien gehen, sobald ich meine Entlassung erhalten haben werde, dort —“

Sie ließ ihn, wie gewöhnlich, nicht zu Ende sprechen. „Davon kann man nicht leben, vom Reisen wird man nicht satt!“ sagte sie spöttisch.

„Du sollst Nichts entbehren!“ antwortete er, und zum ersten Male an diesem Morgen klangen seine Worte noch kälter, als die ihren.

„Ein Wanderleben also!“ rief sie aus. „Mußtest Du mich dazu den glücklichen Verhältnissen in meines Onkels Hause entreißen, um mich einem Wanderleben, um mich einem Dasein hinzugeben, dem jede Sicherheit gebricht? Ich bin es nicht gewohnt, am Morgen nicht zu wissen, wo mein Haupt am Abend ruhen wird! Ich bin es nicht gewohnt, wie ein Tagelöhner, wie ein Handwerker aus der Hand in den Mund zu leben. — Ich begehre nicht Rang, nicht Reichthum mehr, das liegt hinter mir; ich habe entbehren gelernt, aber eine ruhige bürgerliche Existenz, die habe ich zu for-

dern, die hast Du mir gelobt, die bist Du mir auch schuldig!"

Kein Mann erträgt es, in solchen Augenblicken mit Strenge an seine bürgerlichen Verpflichtungen erinnert zu werden, am wenigsten derjenige, welcher ihre Erfüllung selbst als eine Ehrensache ansieht. Auch trafen die Worte seiner Frau ihn wie Dolchstöße, gegen die er sich nicht zu schützen vermochte, und sich trotz seines Leidens zur Ruhe zwingend, sagte er: „Auch Du, Auguste, hast mir Treue gelobt für die Tage der Prüfung. Ich stehe zwischen meiner Ueberzeugung und meinem bürgerlichen Amte — ich muß wählen — die Prüfung ist da. Wo aber ist Deine gelobte Treue?"

„Ich gelobte sie dem Christen! Bist Du ein Christ?" rief sie und brach abermals in schmerzliche Thränen aus.

Nie hatte Friedrich von der Doppelnatur seiner Frau schwerer gelitten, als in dieser Stunde, da er sie nicht anzuklagen, nicht zu billigen, nicht zu hassen, nicht zu lieben vermochte. Ein tiefes Mitleid mit ihr und mit sich selbst, bewegte ihn. Er war gefaßt gewesen, Augustens Vorwürfe zu

hören, sie um ihre äußere Zukunft in Sorgen zu sehen. Daß ihr Herz so tief getroffen werden würde von seinem religiösen Bekenntniß, hatte er, trotz Erich's Voraussage, nicht erwartet, weil er sie darauf vorbereiteter geglaubt. Er fand sich rathlos vor ihren Thränen, vor der krampfhaften Angst, die sie verwirrte. Ihre Aufregung war keinem seiner Gründe zugänglich, alle seine Vorstellungen, seine Bitten scheiterten an ihr. Er wußte bald nicht mehr, was er ihr zum Troste sagen sollte. Er wollte sie und sich nur über den nächsten Augenblick hinwegheben, denn in solchen Krisen denkt man der Zukunft nicht, man ist allein auf den Moment gestellt.

Auguste selbst aber bot ihm den gesuchten Ausweg. „Und Deine Mutter!“ rief sie aus, „an Deine alte, kranke Mutter denke, da Du doch an Dein Weib nicht dachtest! Es wird ihr Tod sein, Dich ohne Amt, ohne Haus und Brod zu sehen — und obenein so gottverlassen!“

„Komm mit zur Mutter!“ sagte Friedrich schnell.

„Mit diesen Augen voller Thränen soll ich durch das Dorf gehen? Das kann ich nicht.“

„So komm mir nach!" bat er, und verließ das Zimmer, um nur fortzukommen.

Die Meisterin hatte seit Friedrich's erstem Aufenthalte auf dem Schlosse das Dorf nicht wieder verlassen. Man hatte sie bei Frau Anna eingerichtet, und da diese als Wärterin Weidewut's wieder in das Schloß gezogen war, wie man es ihr verheißen, bewohnte die Meisterin allein das kleine Haus, in das sich Friedrich flüchtete.

Wohl eine halbe Stunde verweilte er bei der Mutter, seine Frau zu erwarten, aber umsonst.

Auguste fühlte sich nicht gestimmt, der Meisterin zu begegnen. Beladen von der eigenen Noth, bangte ihr vor dem Kummer der alten Frau. Sie wollte allein sein, sich auszuweinen. Mit einem Gefühl, gemischt aus Schmerz und aus Behagen an dem Schmerze, setzte sie sich vor ihrem Nähtisch nieder, die Arme gekreuzt, das Haupt gesenkt. Es that ihr wohl, daß sie so unglücklich war, wie sie sich oft genannt, es that ihr wohl, daß Alles sie verließ, daß Nichts ihr blieb, als jene Zuversicht zu Gott, die sie seit lange ihr einzig Gut geheißen. Jetzt hatte sie ein volles Recht,

die Menschen und ihre Schwäche und Wandelbarkeit zu verachten, ein volles Recht, zu Gott zu flehen, daß er sie nicht verlasse. Sie betete und weinte inbrünstig. Es war ihr Ernst mit ihrem Gottvertrauen, erwachsen aus der Verzweiflung an den Menschen.

Mit Selbstprüfung ging sie die Jahre ihrer Ehe im Gedächtniß durch, und fand sich schuldlos gegen ihren Gatten. Sie war ihm ein treues Weib, eine sorgliche Haushälterin gewesen, sie hatte seine Mutter geehrt und gepflegt, seiner Stellung entsprochen durch Hülfeleistung und Werkthätigkeit gegen Jedermann. Sie konnte bestehen vor der Welt und vor sich selber. Er, er allein hatte ihr Unglück zu verantworten. Warum forderte er von ihr Theilnahme für seine ideelle Richtung? Hatte er sie doch gewählt, weil sie den leeren Träumereien abhold, allein dem Praktischen sich zugewendet hatte! War er es doch, der nur in der Wirklichkeit zu leben begehrte, der behauptet, in dem Schaffen hier im engern Kreise die höchste Befriedigung, die letzte Erfüllung gefunden zu ha-

ben. Was wollte er denn jetzt? Warum wollte er dies Haus, dies Dorf verlassen?

Sie blickte im Zimmer umher, Alles heimelte sie an. Die schönen Meubels, welche der Onkel ihr als einen Theil ihrer reichen Ausstattung gegeben und die sie mit Sorgfalt geschont, glänzten wie neu, und waren ihr durch den Gebrauch noch werther geworden, als an dem Tage, da sie sie erhalten hatte. Die Vorhänge und der Teppich, die sie selbst gestickt, die Blumen, die sie gezogen, der Garten, den sie gepflanzt, waren ihr in's Herz gewachsen. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Besitz, und als wolle sie ihn in seinem ganzen Umfange genießen, stand sie auf, die Thüre der Nebenstube zu öffnen, um durch die Putzzimmer und das Fremdenstübchen hinaus zu blicken auf den Hof und auf die alten Lindenbäume in demselben.

Die kaum getrockneten Thränen traten ihr wieder in die Augen, als die frische Morgenluft kühl und doch mild durch die Zimmer strich, als die leuchtenden Sonnenstäubchen, zwischen den Thüren schwebend, all ihr Hab und Gut vergoldeten.

„Was ist mir Italien?“ rief sie aus, „was sind mir seine todte Pracht und seine große Vergangenheit? Hier bin ich heimisch, hier will ich bleiben. Und Friedrich selbst, was will er dort? Was hofft er dort Tröstliches zu finden, das er hier nicht hätte? Was kann er mir dort bieten? Muß ich denn heimathlos werden, muß ich auch noch Mangel und Nahrungssorge kennen lernen, nun denn! so will ich sie doch lieber hier, lieber in der Nähe von Menschen erdulden, die mich nicht verlassen werden! Nur nicht im fremden Lande, unter fremden Leuten, deren Sprache man nicht einmal kennt, von Ort zu Ort wandern, unter dem Drucke täglicher Noth und Sorge!“

Ihre Thränen erstickten sie fast, sie schluchzte laut. Mit der zügellosen Phantasie der Unbildung, die vor jedem unerwarteten Ereigniß stutzig wird und sich empört, hatte sie sich die ihr bevorstehende Veränderung ihrer äußeren Verhältnisse in so übertriebener Weise ausgemalt, daß sie sich bereits landflüchtig und am Bettelstabe wähnte, weil ihr Mann seine bisherige amtliche Stellung mit einer freien Thätigkeit vertauschen wollte. Im

Grunde konnte sie auch kaum anders empfinden. War sie doch selbst von Kindheit an zu dieser Denk- und Anschauungsweise angeleitet, deren Folgen sich jetzt offenbarten. So lange man die Frauen in dem Glauben erzieht, daß sie als Mädchen von den Eltern, als Gattinnen von dem Manne ein fertiges behagliches Dasein zu fordern haben, weil ihnen der Verkehr mit der Außenwelt und der Erwerb eigentlich nicht zustehen, so lange man sie in dem Wahne erhält, daß die höchste Aufgabe des Weibes in der Ehe das Sparen dessen sei, was der Mann erworben hat, so lange werden alle nicht reichen Männer, alle Männer, deren Einnahmen nicht fest gesichert sind, gerechte Bedenklichkeiten gegen die Ehe hegen, und in allen kritischen Fällen keine Stütze an ihren Frauen haben. Mit der oberflächigen Bildung, mit dem Dilettantismus in den Künsten, mit denen in Deutschland die Jugend der Frauen ausgefüllt wird, gewöhnt man sie an eine unnütze, unfruchtbare Beschäftigung, die in der Ehe meist mit einer eben so unfruchtbaren Haushaltsarbeit vertauscht wird. Es kommt aber nicht darauf an, daß der

Mensch Etwas thue, sondern daß er das Vernünftige, das Nützliche thue. Und die Untüchtigkeit der Frauen, die sich mit Angst an das Amt, an die feste Einnahme des Mannes klammern, die den Mann selbst dadurch mehr oder weniger zum Sklaven seines Amtes, zum Sklaven der Regierung machen, hat mehr Antheil an der Unfreiheit unserer politischen Verhältnisse, als es bei oberflächiger Betrachtung scheinen mag.

Auguste konnte ihren Kummer, ihre Sorge nicht allein bewältigen, sie sehnte sich, ihn auszusprechen, sich Rath zu holen von der Freundin, und statt ihrem Manne zu seiner Mutter nachzufolgen, nahm sie Hut und Tuch und eilte auf das Schloß.

Achtes Kapitel.

Sidonie war durch Erich schon am Abende von dem Entschlusse seines Freundes unterrichtet worden. Augustens verweinte Augen verkündeten ihr was vorgegangen war, dennoch ließ sie sie ruhig erzählen, der Leidenden den Trost des Aussprechens zu gewähren.

Als sie geendet hatte, sagte die Baronin: „Erich hatte mit mir schon von der schweren Prüfung gesprochen, beste Auguste! die Ihnen bevorzustehen scheint. Ich habe lange mit ihm überlegt, und heute den ganzen Morgen darüber nachgedacht, was man thun solle, was Sie für Friedrich thun können; denn dies ist einer der vielen Fälle, in

denen die Frau die treue Hand ausstrecken und den schwankenden Mann über dem Abgrund erhalten muß!"

„Gott!" rief Auguste, „wie kann ich das? wie soll ich ihn hindern, seine Entlassung zu fordern? Und doch ist mir der Gedanke daran bitterer als der Tod!"

„Erklären Sie ihm ruhig, aber fest, daß Sie seinen Entschluß als ein Unrecht gegen Sie ansehen —"

„Und ist es das nicht?" fiel ihr die Pfarrerin in's Wort. „Ist es nicht unverantwortlich, das Schicksal einer Frau auf sich zu nehmen, so lange man mit sich selbst nicht fertig ist? — Ich bin nicht Schuld an seinen Seelenkämpfen, und ich allein werde sie zu büßen, ich allein davon zu leiden haben!"

„Nein!" wendete die Baronin ein, „lassen Sie uns keine Ungerechtigkeit begehen. Auch Friedrich leidet und hat gelitten, das ist keine Frage, und Sie haben ihm gelobt, in guten und bösen Tagen mit ihm auszuhalten. Mich dünkt jedoch, dies Gelöbniß reicht nicht aus. Nicht nur theilen sollen wir das

Leid des Mannes, wir sollen es lindern, wenn es da ist, wo möglich aber ihm vorbeugen, wenn es droht. Noch ist nichts Unwiederbringliches geschehen, lassen Sie es nicht zu einem solchen kommen!"

„Ich verstehe Sie nicht, was soll ich thun?" rief Auguste, „mir ist ja Nichts zu schwer, kann ich ihn hindern, sich und mich in das Unglück zu stürzen!"

Die Baronin hielt einen Augenblick inne, dann sprach sie: „Sie haben ganz Recht, auch Friedrich würde sehr zu beklagen sein, ließe man ihn handeln, wie er's vor hat. Ich habe es mit Erich reiflich durchgesprochen, eine so idealistische Seele wie Ihr Mann, kann in dem nackten Materialismus auf die Dauer seine Befriedigung nicht finden. Er ist ursprünglich eine religiöse Natur gewesen, er muß, er wird zu seinem besseren Selbst, zu seiner Pflicht zurückkehren, wenn Sie ihm dazu helfen, wenn Sie, Liebste! nur recht standhaft bleiben."

„Ich?" rief Auguste, „zweifeln Sie an mir?"

„Nein! im Gegentheil, ich baue auf Sie! Eine Frau kann so viel in solchem Falle. Auch

mein Mann war einst schwankend in seinen religiösen, in seinen sittlichen Begriffen, und wie anders ist das jetzt geworden. Aber hüten Sie sich, Friedrich durch directen Widerspruch zu reizen, das ertragen die Männer nicht. Wollen Sie ihm Nichts beweisen, als was Sie ihm durch Ihr eigenes Leben darthun. Verlangen Sie Nichts von ihm, was nicht sein eigenes Beste ist, und mit Entsagung und Geduld werden Sie sicherlich zum Ziele gelangen."

Auguste hörte ihr nachdenklich und mit wachsendem Muthe zu. Daß man von ihr die Rettung ihres Gatten erwartete, hob sie in ihren eigenen Augen. Mit freudigem Eifer gelobte sie Alles für ihn zu thun, was in ihren Kräften stehe, denn die Absichten der Freunde fielen mit Augustens eigenen Wünschen eng zusammen.

„Ich bin der Meinung, und Erich stimmt mir vollkommen bei," erklärte die Baronin, „daß man Friedrich hindern müsse, seine Entlassung zu nehmen. Ein solcher Schritt macht so viel übles Aufsehen. Was sollen der Gemeinde die Bekenntnisse, mit denen er diesen Entschluß nothwendig

rechtfertigen müßte? Die Leute denken ohnehin mehr als sie sollten, glauben weniger als ihnen unerläßlich wäre. Mein Schwiegervater, der jetzt in diesen Dingen so reizbar ist, würde unerbittlich sich von Ihrem Manne abwenden und sich jedem Wiedereintritte desselben in sein Amt entschieden widersetzen, selbst wenn Friedrich einst dazu die Neigung fühlte. Das Alles müssen, können Sie für ihn und uns vermeiden."

„Und wie das?" fragte Auguste gespannt.

„Verlangen Sie von ihm, und das dürfen Sie verlangen, daß er nicht seinen Abschied, sondern vorläufig nur einen Urlaub auf ein Jahr begehren solle. Erklären Sie ihm, Sie wollten die Pfarre nicht verlassen, bis er ganz mit sich im Klaren, ganz über seine Plane für die Zukunft mit sich einig sein würde. Erich wird ihm auch in diesem Sinne rathen. Es ist für alle Fälle der beste Ausweg. Er läßt Ihnen wenigstens äußerliche Ruhe, verhindert die schlimmen, öffentlichen Erörterungen, und erspart auch Geld, denn ein Mann allein reist billig!"

Auguste war betroffen. So wenig sie inner-

lich mit ihm zusammenhing, erschrak sie doch vor dem Gedanken einer so langen Trennung von ihrem Manne, aber grade der Schmerz, den sie dabei empfand, machte sie geneigter, dem Vorschlage Gehör zu geben, dessen praktische Vortheile nicht zu verkennen waren. Sie wollte Sidonien beweisen, daß sie sich nicht in ihr geirrt habe. Sie wollte darthun, daß sie gleicher Kraft und gleicher Selbstverleugnung fähig sei, als Jene. Mit innerer Erhebung versprach sie diesem Rath zu folgen, und ging getröstet von der Freundin nach dem Pfarrhause zurück.

Am Mittage fand Friedrich sie über sein Erwarten ruhig. Gegen ihre Art nahm sie selbst die Unterredung über seine Plane auf. Mit mehr Sammlung, als er an ihr gewohnt war, setzte sie ihm ihre Meinung und ihre Wünsche auseinander.

Angeregt durch die Hoffnung, Friedrich werde den Vorschlag dieser Trennung vielleicht nicht annehmen, er werde sich von ihr und Erich zum Bleiben überreden lassen, und fortgerissen von ihrer Heftigkeit, hatte sie zuletzt schnell und laut gesprochen, so daß ihre Erklärung, nicht mit ihm reisen

zu wollen, hart und rauh erklang, und statt ihn zu rühren, ihren Mann beleidigte.

„Du willst hier bleiben? Du willst also nicht mit mir gehen?“ fragte er verletzt.

„Nein!“ antwortete Auguste fest, einer nachgiebigen Antwort gewärtig. Aber Friedrich schwieg.

Das verwirrte sie, und nochmals nahm sie das Thema auf, indeß er ging nicht darauf ein. „Wozu sprechen,“ rief er, „wo Alles jetzt gesagt ist. Du hast mich von Dir gewiesen, da ich mich bittend an Dich wendete. Ich werde Dich nicht zwingen, mir ein Opfer zu bringen, das Dir zu schwer ist. Du sollst zurückbleiben und Dir wählen, wo Du leben magst!“

Auguste erstarrte, aber aus ihrem Schrecken rang sich der Zorn empor über die Leichtigkeit, mit der er ihrem Willen nachgab. So kampflos zu siegen, fühlte sie als Schmach. Ihr Stolz, ihre Neigung waren gekränkt. Mit einer Härte, die ihr zur anderen Natur geworden war, sagte sie: „Wie kindisch, daß ich mich hergab, eine Erlaubniß zu erbitten, die Deinen Wünschen so entgegenkommt!“

„Glaubst Du, es könne mir lieb sein, eine sich opfernde, eine verzweifelnde Frau neben mir zu haben?“ entgegnete ihr Mann. „Meinst Du, ich werde mir jede Arbeit, jeden Aufschwung unmöglich machen durch den Gedanken, da sitzt ein Weib, das Alles entbehrt, was ihm Werth hat, und dem Kunst und Natur, dem alte und neue Zeit, dem Welt und Menschen nicht Ersatz zu bieten vermögen, für die gewohnte Lebensweise, für ein Paar Tische und Stühle! — Was sind daneben auch die Pflicht, die Ruhe, die Ueberzeugung Deines Mannes!“

Menschen, die sich an Streit gewöhnt haben, verlieren Maß und Ziel, sobald das erste Wort des Zwistes ausgesprochen ist. Nicht der gegenwärtige geringe Anlaß ist es, der sie dann erfaßt; die ganze Vergangenheit tritt vor sie, alle frühere Uneinigkeit wird lebendig, und bei dem gleichgültigsten Anlaß haben sie unter schwerem Leiden das ganze Unglück ihres Lebens durchzukämpfen.

Mit einer Erbitterung, wie sie sie niemals noch empfunden hatten, mit dem festen Vorsatze von beiden Seiten, das eigene Recht, den eigenen Willen

zu behaupten, erhoben sie sich von dem Mahle; Auguste, um Sidonien mitzutheilen, daß sie, und um welchen Preis sie Friedrich nicht begleite, Friedrich, um das Entlassungsgesuch an das Ministerium aufzusetzen.

Indeß noch hatte er es nicht beendet, als Erich bei ihm eintrat. Er bekannte offen, daß er in Folge einer Unterredung mit Auguste komme, und während er diese mit Wärme vertheidigte und beklagte, versuchte er es nochmals, den Freund zum Ueberlegen seines Entschlusses, ja zum Bleiben in seinem Amte zu bestimmen.

„Ich habe Dir gestern zugegeben,“ sagte er, „daß Du gehen, daß Du Deiner Ueberzeugung folgen müssest. Es ist aber bei lebhaften Menschen eine eigene Sache um die Ueberzeugungen. Ich selbst, weniger erregbar als Du, habe große Sinnesänderungen an mir erfahren, habe an Dir, mein Freund, solch vollständigen Wechsel des Glaubens und der Ueberzeugungen erlebt, daß ich mißtrauisch geworden bin gegen die Beständigkeit des Menschen überhaupt. Laß mich also nochmals die Bitte wiederholen, Du mögest nicht in augen-

blicklicher Erregung einen letzten Entschluß fassen, der Dich gereuen könnte."

„Es handelt sich hier nicht um eine Glaubensfrage, um eine Gemüthsauffassung, lieber Erich!" entgegnete der Pfarrer. „Eine Verstandeseinsicht wird nicht wankend wie ein Glaube, und soll ich die Wahrheit zurückhalten, wenn ich eigens berufen worden bin, sie zu lehren?"

„Sind wir nicht im Leben fast immer gezwungen, uns mit halben Wahrheiten, wie überhaupt mit Unvollkommenheiten durchzuhelfen?"

„Was willst Du damit sagen, Erich?"

„Ich will Dich nur erinnern, daß Du selbst nicht überall die volle Wahrheit förderlich erachtet hast. Bist Du es nicht gewesen, der darauf gedrungen hat, den Kindern in den Schulen nicht die Bibel zu übergeben, und ihnen die biblische Geschichte nur in Auszügen mitzutheilen, ohne ihre junge Phantasie mit den Gräueln zu erfüllen, von denen die Annalen der jüdischen Geschichte wimmeln? Was aber ist der geistig nicht vollständig entwickelte Mensch anders, als ein Kind?"

„Zugegeben!" bemerkte Friedrich. „Vergiß in-

dessen nicht, daß ich für die Kindheit, die von selbst in das reifere Alter übergeht, Maßregeln treffen durfte, die ich dem Erwachsenen gegenüber nicht aufrecht erhalten kann, ohne ihn zu ewiger Kindheit zu verdammen!"

„Das ist wahr!" antwortete der Baron, geneigt, Zugeständnisse zu machen, um wo möglich eine Ausgleichung ihrer Meinungen herbeizuführen. „Du gehst aber in der Aufklärung des Kindes allmählich zu Werk. Du selbst hast es oftmals gegen mich ausgesprochen, daß der dauernde Fortschritt nur ein langsamer sei, und Du willst Dein Amt niederlegen, Deine Wirksamkeit gewaltsam unterbrechen, weil Du nicht hintreten und Deine persönliche Ueberzeugung nicht plötzlich einem unvorbereiteten Menschenkreise aussprechen kannst — eine Ueberzeugung, eine Lehre, vor der Deine eigene Frau, mein Vater, Sidonie und ich, ich selbst ein tiefes Widerstreben fühlen. Wir Alle tragen Scheu vor der entgötterten Welt, weil wir Alle uns zu schwach empfinden, uns als letztgültige Instanz, als Herren unseres Schicksals, als Richter über uns selbst zu denken."

Da Friedrich schwieg, wie es seine Art war, wenn er lebhaft nachdachte, rief Erich: „Und was wird damit gewonnen sein, wenn Du dem Kinde, dem unfertigen Menschen den Glauben an einen persönlichen Gott zerstörst?"

„Fühlst Du denn nicht, fühlt Ihr Alle nicht," sagte Friedrich, „wie undenkbar ein Gott ist, den Ihr in Eurer Endlichkeit, mit Euren endlich beschränkten Eigenschaften ausgestattet habt? Fühlt Ihr denn nicht, wie schwer Ihr Euch versündigt an dem unerfaßbaren Principe, das Alles schafft und hält, wenn Ihr diesem Allwaltenden menschliche Eigenschaften beilegt? Ihr sprecht von einem liebenden, von einem rächenden, von einem lohnenden und strafenden Gotte in ganz persönlichem Verhältniß zu Euch selbst. Und über und in uns Allen lebt die Kraft, die unbegreifbare Werdekraft, die Nichts gemein hat mit Liebe und mit Haß, mit Lohn und Strafe, und die Ihr profanirt, indem Ihr sie verkörpert!"

„Aber glaubst Du," fiel ihm der Baron in's Wort, „glaubst Du, der Du selbst Dich zu klein nennst, die Werdekraft zu begreifen, daß das Kind

und der Ungebildete diese kalte Abstraction erfassen, sich zu eigen machen können? Die Phantasie des Kindes, des Naturmenschen ist plastisch. Nimm ihm das Bild, unter der er das Allmächtige verehrt, nimm ihm die schöne Vorstellung eines allliebenden Vaters, die das Christenthum uns gegeben hat, und seine Phantasie wird sich leicht ein ungeheuerliches Phantom erschaffen aus dem Wesen, dem er sich hülflos gegenüber sieht. Es ist für den reifsten Menschen schwer, sich verständnißlos vor den Endfragen unseres Werdens und Vergehens zu bescheiden. Und Du hättest den Muth, eine solche Entsagung dem Volke aufzuerlegen? Du hättest den Muth, dem Volke, von dem Du täglich gezwungen bist, die nothwendige Unterwerfung unter eine Autorität zu fordern, soll es nicht wüster Verwahrlosung und anarchischer Zerstörung anheim fallen, Du hättest den Muth, einem solchen Volke den Glauben an die höchste Autorität zu nehmen, den Glauben an den Allmächtigen? — Bedenke das, Friedrich!"

„Ich habe Alles bedacht! Alles erwogen!" antwortete Friedrich ruhig. „Grade weil ich

fühle, daß es Frevel wäre, an den Glauben des Volkes, bei seinem jetzigen Bildungsgrade, zerstörend Hand zu legen, darum muß ich gehen. Ich habe versucht, mich mit mir selbst abzufinden, ich habe vermitteln wollen. Ich wollte die Kinder, das Volk nicht in Disharmonie setzen mit der Welt, in der sie leben. Ich sprach ihnen von einem höchsten Wesen, aber ich gab ihm weder menschliche Eigenschaften wie Liebe und Rache, noch konnte ich ihn als einen Belohner oder Strafer darstellen. Ich sprach von dem Allgeiste, der parteilos und ruhig wirkend über dem All schwebt, der dem Menschen die volle Freiheit, die alleinige Verantwortlichkeit für seine Handlungen gelassen hat, aus denen Glück und Unglück, Lohn und Strafe für ihn erwachsen —"

„Nun, und was war die Folge davon?" fragte der Baron eifrig.

„Die nächste Kirchenvisitation, Du hast es ja mit mir erlebt," antwortete Friedrich, „die Kirchenvisitation ermittelte schnell, daß den Kindern der Begriff einer Vorsehung, die Vorstellungen von Lohn und Strafe im Jenseits, vom Teufel

und von der Hölle, von der Erbsünde und von allen anderen Dogmen fehlten, und ich erntete die mündliche Zurechtweisung des Superintendenten, den schriftlichen Tadel des Consistoriums dafür. Es giebt keine Vermittelung zwischen Glauben und Unglauben, keine, Erich! — Und ich gehe, weil ich erkenne, daß der Einzelne nicht vorschnell zerstören soll, was für Millionen seiner Mitlebenden noch das Heiligste und Höchste ist!"

Es entstand eine lange Pause. Endlich sagte der Baron: „Ja! Du kannst nicht bleiben, Du mußt fort! Aber bringe mir ein Opfer, das mit Deiner eben ausgesprochenen Ueberzeugung leicht vereinbar ist. Es kann einem Manne von Deiner Einsicht nicht darauf ankommen, durch ein öffentliches Bekenntniß Aufsehen und Proselyten im Volke zu machen, denn auch das wäre eine Gewaltsamkeit. Die religiösen Fragen zittern in der Luft, Ronge und Wislicenus haben die Gemüther aufgeregt. Mache Dein Fortgehen zu keiner Demonstration. Verweile noch unter uns, laß die Leute sich an den Gedanken Deiner Reise gewöhnen.

Du nützest mir damit. Es ist ein Freundschaftsdienst, den ich von Dir begehre."

„Und was erwartest Du von meinem Bleiben?" fragte Friedrich.

„Beruhigung des Mißmuths, der im Dorfe herrscht!" antwortete der Baron. „Nimmst Du augenblicklich Deinen Abschied, so muß ein neuer Geistlicher gewählt werden, und —"

„Der wird leicht gefunden sein!" meinte Friedrich.

„Ja!" erwiederte der Andere, „aber Sidonie und mein Vater werden darauf bestehen, einen Mann nach ihrem Sinne zu wählen. Das mannigfache Gute, das Du, das wir nach Deinen Ansichten hier gemeinsam in praktischen Dingen gefördert, wird für die Gemeinde verloren gehen. Der Zwiespalt zwischen uns und den Dorfbewohnern wird wachsen, und ich werde die Last dieser Mißverhältnisse zu tragen haben, ich ganz allein. Dein öffentlicher Austritt aus der Kirche wäre für Niemand eine Wohlthat, ein Unrecht gegen ehrwürdige Verhältnisse, ein Schmerz für Deine Frau,

ein Todesstoß für Deine Mutter, und auch ein Unrecht gegen mich, gegen Deinen Freund!"

Friedrich war sehr bewegt, der Baron ebenfalls. „Laß mich nicht denken," sagte er, „daß Dein Unglaube Dich bis zur Selbstsucht treiben könne, daß er Dich kalt gemacht für mich. Du bist mir nöthig in diesem Augenblicke, Du wirst mir fehlen, immer fehlen, mehr als Du es weißt!"

Erich hatte Thränen in den Augen, der Pfarrer kämpfte sichtlich mit seiner Erschütterung. „Ich weiß," sprach er, „was ich Dir war und bin, ich weiß, was Dir fehlen wird in mir. Ich war derjenige, der Dich aufrecht erhielt mit der Kraft des Idealismus, wenn Dein Herz Dich schwach machte gegen die Einflüsterungen Deiner Umgebung. Ich diente Dir zum Aufruf, wenn Du mich vor Dir im Selbstkampfe gewahrtest — und auch Du bist mir viel gewesen, denn Du hast mich vor dem Versinken in einseitige Unduldsamkeit bewahrt. Das danke ich Dir und —"

„Verweile noch!" rief der Baron mit der leidenschaftlichen Wärme seiner ersten Jugend, „prüfe,

bedenke Alles. Nimm einen Urlaub für's Erste, gehe nach Italien — aber laß mir die Hoffnung, daß eine Sinnesänderung für Dich möglich ist, und daß Du uns erhalten bleiben kannst!"

„Guter, treuer Freund!" sagte Friedrich, „täuschen wir uns nicht —"

„So gönne mir Zeit," fiel ihm der Baron in's Wort, „mich an den Gedanken zu gewöhnen, Friedrich! — und gehe unbekümmert. Die Sorge für Deinen Stellvertreter und für Auguste bleiben mein, bis Du zurückkehrst!"

Friedrich hatte keine Worte. Stumm drückte er dem Freunde die Hand, dann trennten sie sich für den Tag.

Neuntes Kapitel.

Kaum verbreitete sich die Nachricht im Dorfe, daß der Pfarrer eine lange Reise antreten wolle, als ein allgemeines Bedauern darüber laut ward. Wer nur irgend ein Anliegen erdenken konnte, das ihn berechtigte, nach der Pfarre zu gehen, nahm es wahr, um aus Friedrich's eigenem Munde die Bestätigung seines Vorhabens zu vernehmen, denn Niemand wollte daran glauben.

Selbst diejenigen unter der Gemeinde, welche mit seinen Predigten nicht recht zufrieden gewesen waren, schienen das jetzt vergessen zu haben, und nur an den Werth desjenigen zu denken, was der Pastor ihnen sonst geleistet hatte. Nicht ein Haus

war im Dorfe, in dem man sich nicht seiner verständigen Hülfe, seines werkthätigen Rathes zu erinnern gehabt hätte. Ueberall sprach man es aus, daß die Förderung des Wohlstandes, deren man sich erfreute, hauptsächlich dem Pfarrer zuzuschreiben sei, der durch sein Beispiel viel zur vernünftigen Behandlung der kleinen Acker- und Gartenwirthschaft beigetragen, und durch seine Anleitung eine kleine Industrie eingeführt hatte, welche sich durchweg erfolgreich zeigte.

Von allen Seiten erging die Frage, wann er reisen, wann er wiederkommen werde? und obschon er versicherte, daß die Zeit seines Fortgehens noch unbestimmt sei, da sie von der Entscheidung der Behörden abhänge, sah er sich unablässig von Leuten umgeben, die sich für die Dauer seiner Abwesenheit Raths bei ihm zu erholen wünschten.

Gewohnt, diese Art der Thätigkeit für die Dorfbewohner als eine seiner natürlichsten Pflichten anzusehen, hatte Friedrich allmählich den Maßstab für ihren Werth verloren; und wie es zu geschehen pflegte, hatte er geglaubt, Nichts geleistet, Nichts erreicht zu haben, weil er nicht Alles zu leisten und

zu erreichen vermocht, was er erstrebte. Jetzt, da sich ihm thatsächlich die Ueberzeugung aufdrängte, daß er den Bedürfnissen der Gemeinde entsprochen habe, wenn schon er selbst sich nicht genug gethan, jetzt gewann diese praktische Seite seines Berufes in seinen Augen wieder die alte, hohe Bedeutung. Unwillkürlich mußte er sich immer und immer wieder die Frage vorlegen, welche Erich an ihn gethan, ob er ein Recht habe, sein Amt aufzugeben, so lange er für die Bildung und den Wohlstand der Gemeinde nützlich zu sein vermöge? Indeß diese Zweifel schwanden, wenn er als Geistlicher aufzutreten hatte.

So oft er den Talar anlegte, um sich in der conventionellen Glorie des Priesteramtes als einen Mittler zwischen seinen Mitmenschen und dem Höchsten darzustellen, überkam ihn das beängstigende Gefühl der Unwahrheit. Es erhob ihn, in einfachem Verkehr als Lehrer und Berather der Gemeinde zu wirken, aber er fühlte sich gedemüthigt, wenn er genöthigt war, eine besondere priesterliche Würde und Inspiration für sich in Anspruch zu nehmen. Er vermochte nicht mehr als Priester

eines Gottes, den er nicht mehr glaubte, Sacramente zu verrichten, die für ihn kaum noch eine symbolische Bedeutung hatten.

In dieser Verfassung sah er die ersten Tage des Sommers an sich vorübergehen, ehe ein Stellvertreter ihm ernannt ward, und obschon er dessen Ankunft lebhaft wünschte, fing er doch an, der Scheidestunde mit Bangen zu gedenken, wenn er auf seine Mutter und auf Auguste blickte.

Jetzt, da sie ihn für lange Zeit entbehren sollte, schien diese Letztere plötzlich zu begreifen, welch ein Glück sie in der Ehe mit einem Manne hätte finden können, der, wie Friedrich, das Leben mit seinem Idealismus verklärte.

Die rastlose Haushaltssorge, in der sie sich sonst zersplittert, ruhte jetzt. Sie hatte Muße für Friedrich, ihre Fürsorge, ihr Bestreben, ihm zu gefallen, bewiesen, wie sehr sie ihn zu halten wünschte, und schnell gewinnbar, wie alle liebebedürftigen Naturen, verbarg er es ihr nicht, wie wohl er sich in diesem Augenblicke neben ihr befinde.

„Und wer zwingt uns, uns zu trennen?“ fragte sie ihn, als sie eines Abends unter dem Vordache

ihres Hauses saßen, und Friedrich sinnend den Garten überblickte, der, vom Dufte der Lindenblüthen erfüllt, im hellen Mondlicht schwamm. „Wer zwingt uns, von einander zu gehen?" wiederholte sie.

„Dein eigener Wille!" antwortete er ihr. „Ich wollte Dich mit mir nehmen, Du — —"

Sie ließ ihn nicht enden. Mit einer Anwandlung jener Koketterie, die ihr einst zur Natur geworden war, lehnte sie sich an ihn. „Kann die Welt an anderem Orte noch schöner sein, als diese Gegend heute, so — — möchte ich sie auch wohl kennen lernen!" sagte sie.

Friedrich war erstaunt. „Du willst mit mir gehen?" fragte er.

„Wenn Du mich noch haben willst?"

„Und Dir bangt nicht davor, daß Du am Morgen nicht wissen wirst, wo Dein Haupt am Abend ruhen soll? Du fürchtest nicht mehr die Unsicherheit unserer Zukunft?"

Sie hielt ihm den Mund zu. „Der Abend ist so schön, die Welt so zaubervoll, sprich nicht

so garstige Dinge!" bat sie schmeichelnd, indem sie ihn umarmte.

„Aber Deine Einwendungen —"

„Sind jetzt nicht mehr der Rede werth!" unterbrach sie ihn. „Denkt denn der Vogel, wenn das Feld voll Aehren steht, an die kurzen Tage des Winters? Es ist Sommer, laß uns in die Welt gehen und das Leben genießen!"

Kein Mann widersteht der Hingebung und der Zärtlichkeit einer Frau, von der er Gleichgültigkeit erfahren hat. Friedrich war hingerissen. Die Ueberraschung raubte ihm Nachdenken und Ueberlegung, und Auguste fühlte sich befriedigt und erheitert durch den Eindruck, den sie ihrem Manne machte. Der Abend verging in Reiseplanen.

Indeß schon der folgende Tag hielt nicht, was der entschwundene verheißen. Hatte Auguste in jenen guten Stunden einzig an die Genüsse der Reise gedacht, so rief der Morgen alle ihre sonst gemachten Einwendungen wach. Sie erinnerte sich der Vortheile, welche sie selbst von ihrem Zurückbleiben erwartet, sie dachte an Erich's und Sidoniens Ansicht, und wie sie am Abende voll

von Reiselust gewesen war, so verdoppelte sie jetzt ihre Vorstellungen gegen ihr eigenes Mitgehen, und bot noch einmal alle ihre Mittel auf, Friedrich selbst zurückzuhalten.

Zärtlichkeit und Schmollen, Gründe der Vernunft und Bitten der Liebe, Vorwürfe, Beschwörungen, Thränen bestürmten ihn ohne Unterlaß. Sie wollte ihn nicht einsam ziehen lassen, ihn nicht begleiten. Alle Versuche, sie zu beruhigen, sie zu einem Entschlusse zu bringen, blieben ohne Erfolg. Weder Friedrich noch ihre Verwandten wußten sich die plötzliche Ueberreizung zu erklären. Niemand begriff, daß der Gedanke an die Trennung Augustens Liebe für ihren Mann erweckt hatte, und daß mit dieser spät erwachten Liebe eine leidenschaftliche Eifersucht in ihr aufgelodert war, während die Berechnung und die Sorge für die äußeren Bedingungen des Lebens ihren Sinn bereits so gewaltig eingeengt hatten, daß selbst ihre Eifersucht und Liebe sie nicht mehr zu besiegen vermochten. Ihre ganze Umgebung hatte von diesem Zwiespalte zu leiden, vor Allen aber Friedrich. Denn mit fremder Unklarheit zu kämpfen, wenn man seiner

ganzen Sammlung nöthig hat, den rechten Weg für sich zu finden, das lähmt die Kraft des Stärksten.

Mitten in dieser Verwirrung fing der Gesundheitszustand der Meisterin an, bedenklich zu werden. Ohne daß sie krank war, hatten ihre Kräfte abgenommen, und schon im Frühjahr war sie häufig nicht im Stande gewesen, ihr Lager zu verlassen. Aber gewohnt, sich und ihre Wünsche nicht hoch anzuschlagen, hatte sie es immer zurückgewiesen, wenn Auguste der Mutter Uebelbefinden als einen Grund benutzen wollte, Friedrich von seiner Reise abzuhalten. Jetzt indessen, da sich zu der Abspannung Fieberanfälle gesellten, mochte der Sohn selbst nicht daran denken, die Mutter zu verlassen, und mit zufriedener Miene trat Auguste eines Abends mit ihm in das Stübchen der Meisterin, ihr zu erzählen, daß Friedrich seine Abreise noch aufgeschoben habe und noch einige Wochen bleiben werde, obschon sein Stellvertreter nun in den nächsten Tagen endlich komme.

Die Meisterin hörte ihr zu und schüttelte bedenklich das Haupt. „Kinder!“ sagte sie, „das

will mir nicht in den Sinn. Aufgeschoben aufgehoben! Er hat sich's sein Leben lang gewünscht, worauf soll er denn warten?"

„Auf Ihr besseres Befinden, Mutter!" meinte Auguste. „Er hätte doch keine Ruhe, wenn er an Sie dächte."

„Ich bin ja gar nicht krank!" versicherte die Meisterin. „Es ist nur, weil ich's grade haben kann. Ich bin nicht so schwach!"

Sie wollte sich bei den Worten aufrichten, aber die Glieder versagten ihr den Dienst. Der Sohn hob sie empor, während Auguste ihr die Kissen zurecht rückte, und ein kleines Mädchen, das man ihr zur Bedienung gegeben hatte, ihr die Decken ordnete.

Als das geschehen war, und sie nun da saß in der saubern Jacke von geblümtem Kattun, die weiße Haube fest anliegend an dem schmalen, bleichen Gesichte, blickte sie heiter in dem reinlichen Stübchen umher und sagte lächelnd: „Mir geht's wie dem Caro! ich hab's zu gut!"

„Was soll das heißen?" fragte Auguste.

„Ach!" bedeutete die Meisterin, „Sie können

das nicht wissen, Augustchen! der Fritz aber wird es schon verstehen.“ Dann machte sie eine kleine Pause und fuhr fort: „Es war der Hund von unserem Nachbar Seifensieder, ein gutes Thier und sehr geduldig. Von Morgen bis spät Abends ging er vor dem Wasserwagen, bis der Nachbar starb. Frau und Kinder hatte der Nachbar nicht, sein Hab und Gut kam an seine Anverwandten, die es auch bald nahmen. Aber den Caro, das arme Thier, den wollte Keiner. Von früh bis spät hörte man ihn heulen und winseln, wie Alles weggeschafft war und Thür und Laden zugemacht wurden, und am andern Morgen brachte der Fritz, der damals noch ganz klein war, ihn mit in's Haus, und da ist er denn auch geblieben!“

Sie brach ab, suchte nach ihrem Taschentuch umher und trocknete sich den Schweiß von der Stirne, den das Sprechen ihr hervorgelockt hatte.

„Bei uns hat der Hund aber nicht lange mehr gelebt!“ bemerkte der Sohn.

„Grade darum!“ meinte die Mutter. „Er konnte das gute Leben nicht vertragen. Wie er nicht mehr zu ziehen und zu laufen brauchte, machte

er's nicht lange. Wer einmal daran gewöhnt ist, der muß arbeiten, sonst ist's mit ihm zu Ende!"

„Sie haben ja hier auch immer gearbeitet!" wendete Friedrich ein.

„Ja! so wie die vornehmen Damen arbeiten, so ein Bischen mit der halben Hand. Ich war's aber doch anders gewohnt bei des Vaters Lebezeit. Wenn der sehen könnte, wie ich nun so auf der faulen Seite liege, nur weil ich nicht recht bei Kräften bin, er würde seinen eigenen Augen nicht mehr trauen. Ich habe heut', den ganzen Tag an ihn gedacht."

„Ich ebenfalls!" sagte der Sohn. „Seit ich überhaupt die Reise vorhabe, kommt mir der Vater gar nicht aus dem Sinne. Er hat es so gewünscht, die Welt zu sehen!"

Mutter und Sohn schwiegen in Rückerinnerungen, dann hob die Meisterin an: „Mir ist's doch oft im Kopf herumgegangen, daß er so ohne Abendmahl gestorben ist, und ich habe Dir's schon lange sagen wollen, Fritz! ich möchte gern das Abendmahl genießen, eh' Du weggehst!"

„Das wird Sie angreifen!“ wendete Auguste ein.

„Angreifen?“ wiederholte die Kranke, „was soll mich daran angreifen, wenn mir mein Sohn sagt, daß mir mein Schöpfer meine Sünden vergeben hat? Mir ist immer erst recht wohl um's Herz gewesen, wenn ich von der Communion nach Hause kam. Und mir fehlt ordentlich 'was, weil ich Pfingsten nicht hingekonnt habe!“

Sie kam dann wieder auf des Sohnes Reise zu sprechen, auf seinen Stellvertreter, auf Augustens Mitgehen oder Bleiben, und schien des Communicirens vergessen zu haben. Aber als Friedrich und seine Frau sich entfernen wollten, fragte die Mutter, ob ihr Sohn denn nun den Urlaub antreten und morgen seine Abschiedspredigt halten werde? Er bestätigte es. „Nun,“ sagte sie, „da könntest Du denn wohl auch zu mir kommen mit dem Abendmahl. Ich denke, man muß es nicht aufschieben, wenn's Einen so danach verlangt, wie mich!“

Dann legte sie sich zurecht, gab dem Sohne

die Hand und war eingeschlummert, noch ehe die Ihren das Pfarrhaus erreicht hatten.

Der Abend verging Friedrich am Arbeitstische. Er durchdachte seine Abschiedspredigt, und kam am andern Tage, nachdem er sie gehalten, tief erschüttert aus der Kirche heim. Am Nachmittage hatte er noch einige Taufen verrichtet und sich dann in sein Zimmer zurückgezogen, um auszuruhen.

Als er nun so am Spätnachmittage vor seinem Schreibtisch saß, und für seine bevorstehende Reise mancherlei Papiere ordnete, fiel ihm ein Päckchen in die Hände, das mit einem schwarzen Bande umwickelt war. In Gedanken versunken löste er das haltende Band, und erst als es geschehen, bemerkte er, daß es Papiere waren, welche sich auf seinen Vater bezogen, und die ihm die Mutter nach dessen Tode übergeben hatte. Es waren Reisepaß und Wanderbuch, die der Vater als Gesell geführt, ein Paar Briefe, welche er aus der Fremde nach Hause und an seine Braut geschickt, der eigene und des Sohnes Taufschein, der Meisterbrief des Vaters und die sämmtlichen Schulzeugnisse des Sohnes, welche der Alte sorgfältig

numerirt und aufbewahrt hatte. Dabei lag eine starke, graue Haarlocke, von der Mutter dem geliebten Haupte abgeschnitten, und für den Sohn zu den Papieren gelegt.

Friedrich fühlte sich von tiefer Bewegung ergriffen. Je fester sich seine Blicke auf diese Reste eines entschwundenen Daseins hefteten, um so deutlicher stellte sich das Bild des Vaters in nie zuvor gekannter Lebendigkeit vor seinen Augen dar. Ohne zu wissen, wie es zuging, schien es ihm, als sehe er den herben, finstern, verschlossenen Mann vor sich, wie an dem Nachmittage, da er, auf dem Sterbebette liegend, jenen Stachel des Zweifels in des Sohnes Seele gesenkt, der nicht aufgehört hatte, ihn zu quälen bis zu dem Augenblicke, wo Friedrich nach langen, schweren Kämpfen sich an demselben Ziele angelangt sah, an dem er den Vater in der Sterbestunde angetroffen hatte.

Welche wunderbare Wandlung der Dinge knüpfte sich an diese Betrachtung! Damals hatte es ihm das Herz zerrissen, seinen Vater ohne Glauben an ein Wiedersehen, ohne Verlangen nach

dem Troste der Kirche ohne Glauben an die sündenvergebende Kraft der Beichte und des Abendmahls dahinscheiden zu sehen. Und jetzt? — Hatte nicht gestern die Mutter aus seinen Händen Leib und Blut des Herrn zu empfangen gewünscht? Hatte sie sich nicht gesehnt, in seinen Busen sich des Bekenntnisses ihrer menschlichen Sündhaftigkeit zu entladen, und von seinen Lippen, aus dem Munde des verordneten Dieners der christlichen Kirche den Trost göttlicher Vergebung und die Stärkung ihrer Hoffnung auf ein ewiges Leben zu empfangen? Von ihm, der in diesem Augenblicke ferner als jemals davon war, solchen Trost in Wahrheit aussprechen, solche Handlung mit Ueberzeugung vollziehen zu können. Tiefer als je zuvor empfand er den ungeheueren Widerspruch seines Innern mit dem ihm auferlegten Amte.

Noch immer saß er in hinbrütendes Sinnen verloren vor den Papieren, als er eine leise Berührung auf seiner Schulter fühlte.

Fast erschreckt fuhr er empor. Er hatte nicht bemerkt, daß Auguste in sein Zimmer getreten war.

Sie sah ihn liebevoll und mit einem bei ihr seltenen Ausdruck von mitfühlender Trauer an.

„Wünschest Du Etwas?“ fragte er.

„Erschrick nicht Friedrich!“ sagte sie, „aber — die Mutter —“

„Was ist mit der Mutter?“ unterbrach er sie, indem er eine Bewegung machte, sich zu erheben, aber wie von einer unsichtbaren Hand niedergezogen auf seinem Sessel sitzen blieb.

„Sie hat hergeschickt!“ sagte Auguste. „Sie war die Nacht nicht wohl. Erich hat schon heute früh den Doctor durch einen Reitenden aus der Stadt holen lassen. Wir wollten Dir's nicht sagen vor der Predigt und vor den Taufen! Aber sie ist jetzt besser und verlangt nach Dir, um das Abendmahl zu empfangen. Sie war heute wie verklärt bei dem Gedanken, daß ihr Sohn ihr die heilige Tröstung reichen soll, die labende Wegezehrung für die lange Reise. Das thut der rechte Glaube!“

Friedrich erwiderte Nichts. Der Küster, zu dem man gesendet hatte, war eingetreten. Er brachte den vergoldeten Kelch und die silberne Schale,

welche der Gutsherr in die Kirche gestiftet. Mechanisch ließ sich Friedrich mit dem Talare und den Insignien des geistlichen Amtes bekleiden, und bald fand er sich, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen, am Bette seiner Mutter.

Es war hohe Zeit. Die scheidende Abendsonne, welche durch die von grünem Laube umgitterten Fenster strahlte, vergoldete mit ihrem Glorienschein das Antlitz der sterbenden Frau, die wie durch magnetische Kraft die Gegenwart des geliebten Sohnes empfand. Sie öffnete die geschlossenen Augen, und sah den zu ihr tretenden tieferschütterten Friedrich mit einem Blicke seliger Freude an. Allein der Versuch, ihm die Hand zu reichen, war vergebens. Nur ihre Lippen bewegten sich leise und mit Rührung hörte er sie die Worte eines alten Kirchenliedes hersagen, welche lauteten:

„Und in diesem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich!"

Er erinnerte sich, daß es dies Lied gewesen, das sie sich bei dem Begräbnisse des Vaters bestellt hatte, und seine Thränen fielen in den Kelch, den er der Sterbenden reichte.

Damit war die heilige Handlung vorüber. Friedrich schauderte in sich zusammeu. Es war ihm, als habe er einen Frevel begangen, als sei sein letztes Thun, sein letztes Wort, das die Mutter vernommen, eine Lüge gewesen!

„Gott wird Dir lohnen, mein Kind!“ hauchte die Sterbende, „Gott, zu dem ich gehe und der mich zu Gnaden annimmt um seines Sohnes willen, wie Du, sein Diener, mir verkündigt hast. Bei ihm — bei ihm“ — ihre Stimme stockte — ein leises Röcheln durchzuckte ihre Brust — und sich mit gewaltiger Anstrengung zusammenraffend, sprach sie: — „bei ihm sehen wir uns wieder!“

Wenige Minuten später und Friedrich beugte sich schluchzend über die Leiche seiner Mutter.

Zehntes Kapitel.

Der Tod übt eine bindende Kraft auf die Ueberlebenden. Das Scheiden seiner Mutter fesselte Friedrich an seine Frau, an seine Heimath. Er mochte der Reise in diesem Augenblicke nicht gedenken, ja er schien ihrer kaum zu bedürfen, da er durch die Ankunft seines Stellvertreters seines Amtes enthoben war. Die Ruhe erquickte ihn, und aus freiem Antriebe erklärte er seinen Vorsatz, bis in den Herbst zu bleiben, und an der Feier Theil zu nehmen, mit der man den siebenzigsten Geburtstag des Barons begehen wollte. Indeß gegen ihr ganzes bisheriges Verhalten, wollte Auguste von diesem Aufschube nichts wissen, und wie sie

bisher Alles aufgeboten hatte, ihren Mann zum Bleiben zu bewegen, so drängte sie ihn jetzt zur Reise.

War man nun Anfangs geneigt, darin eine Selbstverleugnung zu ehren, so mußte bald die Hast und Herbheit auffallen, mit der sie Friedrich zur Ausführung seines Planes antrieb. Es war, als könne sie den Zeitpunkt seiner Abreise kaum erwarten, als falle ihr seine größere Zuneigung zur Last. Sie war aufgeregt und gereizt, und bald war die frühere Verstimmung zwischen den Eheleuten wieder eingetreten, die Friedrich jetzt, nach jener kurzen liebevolleren Annäherung, noch drückender empfand. So kam es, daß er einst nach einer verdrießlichen Scene mit Augusten, seine Abreise, für die sie ohne sein Zuthun alle Vorkehrungen getroffen hatte, auf einen der nächsten Tage festsetzte, und kaum war Auguste derselben sicher, als ihre Zärtlichkeit für ihn plötzlich zurückzukehren schien.

Wie alle edlen Naturen auf Gleichmäßigkeit der Gefühle angelegt, fand sich Friedrich durch die wechselnde Neigung seiner Frau nur um so mehr

verletzt und abgestoßen. Er konnte es nicht ertragen, seinen Werth für sie von ihren Stimmungen abhängig zu sehen, und erbittert gegen ihre Launenhaftigkeit, sehnsüchtig nach ungetrübter Ruhe, schied er von Auguste und von seiner Heimath.

So lange nun diese Reise auch beabsichtigt worden, so hatte ihre endliche Ausführung doch etwas Plötzliches. Auguste fühlte sich wie betäubt, als sisich eeinsam in dem Hause fand. Ihre gewohnten Klagen, daß das Leben ihr keine Rast, keine Freude gönne, daß sie stets gezwungen worden sei, sich das Liebste zu versagen, fanden jetzt nicht Maß noch Ende, und mußten ihren Verwandten um so räthselhafter und unberechtigter dünken, als sie Zeugen des Eifers gewesen waren, mit dem sie ihren Mann zu entfernen gestrebt hatte.

Sidonie, welche wenig Nachsicht mit fremder Schwäche hatte, weil sie strenge gegen sich selbst war, stellte die Klagende endlich einmal darüber zur Rede.

„Ich glaube," sagte sie, „Sie sind sich selbst

über Ihr Empfinden nicht klar. Entweder Sie mißtrauten der Liebe, die Sie für Friedrich jetzt mehr als früher zu fühlen glauben, und scheuten sich vor einer Täuschung, die Ihnen Beiden gleich schmerzlich geworden wäre, oder Sie lieben ihn wirklich und fürchteten, diese volle Liebe einem Manne hinzugeben, mit dem Sie leider nicht auf demselben sittlichen und religiösen Boden stehen. Ich begreife dies letztere Bedenken eben so vollkommen, als ich Ihnen jene spröde Schamhaftigkeit der Frauennatur nachfühlen kann, aber das Bedenken gegen ihn und das Mißtrauen gegen sich selbst — — "

Auguste hatte ihr nicht zugehört. Sie gab Nichts auf Erklärung der eigenen Zustände, denn sie meinte, Jeder wisse am besten, wie ihm zu Muthe sei, und mit allem Deuten und Ergründen würde man nicht zufriedener und nicht besser. So hatte sie sich lange gewöhnt, die Baronin in solchen Fällen ruhig sprechen zu lassen, die, der eigenen Ueberzeugung froh und sicher, fremder Zustimmung nicht weiter bedurfte. Indeß bei Sidoniens letzten Worten schien die Theilnahme der

Pfarrerin plötzlich rege geworden zu sein, und heftig auffahrend rief sie: „Mir soll ich mißtrauen? mir? — Ich müßte ja kein Weib sein, wäre ich mir nicht klar über mein eigenes Herz! Nur die Männer kennen sich nicht! Nur die Männer belügen sich! Und weil ich das weiß, weil ich weiß, daß Keiner der Verlockung widersteht, weil ich dies erlebt habe, darum mißtraue ich ihm, ihm allein — und auch ihr!" setzte sie nach einer Pause hinzu, da Sidonie sie befremdet ansah.

„Sie mißtrauen Friedrich und auch ihr?" wiederholte sie.

„Ja ihr!" rief Auguste, und als sei sie nicht länger im Stande sich zu bemeistern, sprach sie mit jener scheuen Heftigkeit, welche alle überreizte Leidenschaft mit dem Wahnsinne gemein hat: „Einem muß ich es sagen, Einer muß es wissen, was mir das Herz abdrückt seit Wochen! Ich bin nicht launenhaft, ich bin nicht wahnsinnig, aber unglücklich bin ich, war ich, werde ich ewig sein! ewig!"

Sie hatte alles Maß verloren und weinte und schluchzte laut. Sidonie, der jede gewaltsame Ge-

fühlsäußerung zuwider war, fand Auguste in diesem Augenblicke so abstoßend, daß es sie Ueberwindung kostete, es ihr nicht auszusprechen. Trotz ihrer Erregung bemerkte es dieselbe. „Ja!“ rief sie, „zeigen Sie mir nur, daß Ihnen meine Trostlosigkeit verhaßt ist. Wer mag sich auch mit fremdem Elende befassen!“

„Sie sind ungerecht!“ entgegnete die Baronin. „Das Unglück Ihrer Ehe hat mir stets Bedauern eingeflößt.“

„Bedauern?“ wiederholte Auguste spöttisch. „Was war da zu bedauern, da ich ihn nicht liebte? — Aber jetzt! grade jetzt! Wissen Sie, Sidonie! was Eifersucht heißt?“ fragte sie und faßte die Hand der Letztern mit solcher Gewalt, daß diese sie erschreckt und beleidigt zurückzog.

Die Pfarrerin beachtete es nicht. „Helene kommt!“ sagte sie leise mit dem Ausdruck der höchsten Bitterkeit. „Jetzt, grade jetzt! da wir uns gefunden hatten. Und mir, mir vertraut sie die angenehme Ueberraschung. Von mir verlangt sie, es selbst Ihnen und Erich zu verbergen, daß sie zum Geburtstage des Vaters kommen will.

Bei mir will sie absteigen — — denn natürlich muß Friedrich der Erste sein, der mit dem Zauber ihrer Gegenwart begnadigt wird!"

„Also Helene kommt!" sagte Sidonie, ohne weiter eine Bemerkung hinzuzufügen.

Auch die Pfarrerin schwieg, ihre Leidenschaftlichkeit hatte sich genug gethan, und mit größerer Ruhe fragte sie nach einer Pause: „Was denken Sie von dieser Ueberraschung?"

„Ich finde es sehr natürlich, daß sie den Vater sehen will!" antwortete Sidonie mit der abweisenden Ruhe, welche sie der Pfarrerin gegenüber immer annahm, sobald es sich um die Angelegenheiten der Heidenbruck'schen Familie handelte, zu der sie Auguste niemals rechnete. Aber sich selbst vergessend, fügte sie hinzu: „Die Sucht der Ueberraschungen ist diesen Koketten doch wie angeboren! Es ist so leicht, sich dabei vortrefflich in Scene zu setzen! Es sollte mich nur wundern, wenn nicht auch Cornelie käme, durch Ueberraschung sich bei ihrem Vater wieder einzuführen!"

Beide Frauen schwiegen, als fürchteten sie einander die Tiefe der Abneigung zu verrathen, die

sie gegen die Gräfin und gegen Cornelie hegten. Indeß sie verstanden sich wortlos, und plötzlich aufbrechend, sagte die Baronin: „Vergeben Sie mir, liebe Auguste! wenn ich Ihnen mit meinem Urtheil Unrecht that. Wir sind so kurzsichtig gerade für unsere nächste Umgebung! Sie hatten vollkommen Recht, die Entfernung Ihres Mannes zu verlangen, und ihm, dessen Ansichten über die Heiligkeit der Ehe so locker sind, die Begegnung mit einer Frau von den üblen Lebenserfahrungen der Gräfin zu ersparen. Sie hatten vollkommen Recht! ich hätte dasselbe gethan!“

Das war das höchste Lob, welches die Baronin einer Frau zu spenden vermochte, und mit erhobenem Bewußtsein rief Auguste: „Es kommt auch noch der Tag, an dem er es mir danken wird!“

„Danken?“ wiederholte die Andere lächelnd. „Sie sind älter, sind mehr mit Männern in Berührung gekommen als ich, die stets unter dem Schutze meiner Mutter lebte, und Sie erwarten Dank von einem Manne, den Sie zu leiten ge-

zwungen worden sind? — Hüten Sie sich, daß er es nie erfahre, denn das verzeiht kein Mann!"

Damit wickelte sie sich in ihre Mantille und verließ das Pfarrhaus, mißmuthig gemacht durch die Nachricht von dem bevorstehenden Besuche ihrer Schwägerin, gegen deren oft gerühmte unwiderstehliche Anmuth und Güte sie instinctmäßig die tiefste Abneigung empfand.

Sie schwankte, ob sie Augusten das Geheimniß bewahren, ob sie Erich die Ankunft seiner Schwester melden und von ihm verlangen solle, seine Mitwissenschaft zu verschweigen. Bald hielt sie Helenens Kommen für ein übles, bald für ein gleichgültiges Ereigniß, immer aber war sie, gegen ihren eigenen Willen, damit beschäftigt. Sie fühlte sich dadurch in allen Vorbereitungen für das Fest gehemmt. Ueberall sah sie im Geiste den Platz, der ihr gebührte, durch Helene, durch des alten Barons Lieblingstochter eingenommen. Wie es zu geschehen pflegt, wuchs in ihr der Widerwille gegen das bevorstehende Ereigniß, je länger sie sich damit beschäftigte, bis sie endlich Erich in das Vertrauen zog, um wenigstens ihren Mann,

wie sie es nannte, vor dem Unbehagen einer solchen Ueberrumpelung durch Helene zu bewahren.

Erich aber nahm die Nachricht mit sichtlicher Freude auf. „Ich hatte sie fast mit Zuversicht erwartet!“ sagte er. „Georg kann bis zu dem Geburtstage in keinem Falle in Europa sein, und Cornelie — Cornelie kann nicht kommen!“ sprach er seufzend. „So rechnete ich auf Helene, in deren Natur es liegt, niemals zu fehlen, wo es Liebe zu bethätigen gilt!“

Als hätte die Aussicht sie zu sehen, ihm Helenens Bild erst wieder lebendig gemacht, so ausschließlich blieb er von dem Tage ab, mit den Erinnerungen an sie, mit ihrer Ankunft beschäftigt. Das ganze Fest bekam eine neue Bedeutung für ihn, denn Helene war seit Jahren nicht im Vaterhause, und seit ihrer Verheirathung nicht mehr auf dem Gute gewesen. Nicht ohne Grund beschwerte Sidonie sich darüber, daß er aus der Geburtstagsfeier des Vaters eine Apotheose für Helene machen werde. Nicht ohne Grund behauptete sie, daß schon der Gedanke an die Gräfin seiner Stimmung und seinen Ansichten eine andere Richtung, seinen

Ansprüchen und Wünschen einen anderen Charakter gebe.

Er bestand darauf, mancherlei Aenderungen in der Einrichtung der Zimmer vorzunehmen, die er nicht im Einklange mit dem Geschmack der Schwester glaubte. Er fing selbst an, die Toilette seiner Frau zu tadeln, deren frauenhafte Einfachheit er sonst stets gerühmt hatte, und während er ihr aussprach, wie sehr er wünsche, daß sie und Helene einander näher treten möchten, während er seiner Frau einräumte, daß er glaube, ihr ganzes Wesen und der Anblick ihrer Ehe werde einen wohlthuenden Einfluß auf die Schwester machen, erbitterte er Sidonie mehr und mehr gegen die Gräfin, mit der verglichen zu werden, sie als eine ihr zugefügte Kränkung empfand. Gewohnt, seit Jahren von ihrem Manne und ihrem Schwiegervater ganz ausschließlich beachtet, verehrt und gelobt zu werden, sah sie jeden als ihren Feind an, der von Erich und von dem Baron Aufmerksamkeit und Liebe zu fordern und zu erlangen im Stande war. Ihr Mißmuth wuchs mit der Nähe des Festes, und so lange sie auch auf das Ereigniß vorbereitet

gewesen war, schwand alle Farbe aus ihren Wangen, als sie am Abend vor dem Feste die Nachricht von der Ankunft der Gräfin erhielt.

„Helene ist da!" schrieb Auguste. „Ich habe sie auf ihr Zimmer geführt, die Kammerjungfer ist bereits in voller Arbeit, der ganze Bezauberungsapparat wird ausgekramt. Meinen Mann nicht zu Hause zu finden, schien sie zu überraschen! Ich hatte mich also nicht geirrt!"

Der Ton dieses Billetes beschämte Sidonie. Sie zerriß das Blatt und warf die Stücke in das Kaminfeuer, damit Erich es nicht sehe. Dann ging sie ihm die Ankunft der Schwester zu melden, und erbot sich, da er sich augenblicklich anschickte in das Pfarrhaus zu eilen, ihn dorthin zu begleiten. Wenige Minuten später lagen die Geschwister sich in den Armen.

Helene weinte und lachte durcheinander. Sie umarmte Erich, umarmte die Baronin und dankte ihr mit Herzlichkeit für das Glück, das sie dem Bruder bereite. Sie nannte es gescheut von Auguste, daß sie ihr Geheimniß nicht bewahrt habe, und lobte die große Vorsorge, mit der sie für ihre

Bequemlichkeit bedacht gewesen sei. Für Jeden hatte sie Dank, durch Jeden schien sie Freude zu fühlen, aber schon nach wenig Augenblicken verlangte sie, Erich solle den Vater auf ihre Anwesenheit vorbereiten, weil es sie dränge, ihn wiederzusehen.

Erich war anderer Meinung. Er hatte es sich ausgedacht, daß Helene, nachdem die Familie und die Ortsangehörigen dem Baron ihre Glückwünsche dargebracht haben würden, zuletzt erscheinen, und daß Weidewut durch ein Paar Verse, welche er ihm für den Zweck gemacht hatte, dem Großvater die Nähe der Tochter verkünden sollte. Indeß Helene wollte davon gar Nichts wissen.

„Macht mich doch nicht zur Hauptperson," sagte sie, „wo ich jetzt nur noch ein armer Eindringling sein kann. Soll ich denn, da ich eben erst aufathme von dem Paradewesen unseres Hofes, gleich wieder Etwas darstellen, statt einmal recht in Liebe bei Euch auszuruhen?"

Sidonie und Auguste sahen einander flüchtig an, betroffen durch die Weigerung der Gräfin. Hatten sie früher gefürchtet, daß Helene sich zur

Hauptperson des Tages machen werde, so verargten sie ihr jetzt, daß sie die überlegten Anordlnungen verwerfen, allein die Freude des Barons erregen und genießen wolle. Als aber Erich dem Wunsche der Schwester augenblicklich nachgab, ächelte die Baronin bitter, denn sie sah darin einen Beleg für ihren Glauben, daß Helene einen unberechtigten Einfluß auf den Bruder auszuüben strebe, und daß sie eine von den Frauen sei, welche auch in Kleinigkeiten ihren Willen auf Kosten Anderer durchzusetzen verlangen.

Eilftes Kapitel.

Das Fest war ohne Störung mit aller hergebrachten Feierlichkeit begangen worden. Es hatte Nichts gefehlt, weder die weißgekleideten Mädchen, noch die Rede des Pfarrverwesers und die Lieder der vom Schulmeister geführten Jugend. Die Illumination, der Tanz im Parke und das Abendbrod, die man für die Dorfbewohner veranstaltet, das Mittagmahl, an dem alle befreundeten Familien der Nachbarschaft Theil genommen, das Alles war gebührend bewundert und anerkannt worden, aber mitten durch diese Herrlichkeit blieb doch bei Jung und Alt die Freude über die Anwesenheit der Gräfin vorherrschend mächtig.

Es war, als sei ein neues Leben mit ihr in dem Schlosse aufgegangen, und fühlte Helene sich auch befremdet durch den Ton in ihrem Vaterhause, fand sie die Abgemessenheit desselben auffallend, den Bruder unverhältnißmäßig gealtert, und Sidonie kalt in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrer Ausdrucksweise, so waren die Ihrigen, jeder auf seine Weise, überrascht, daß die Zeit an der Gräfin fast spurlos vorübergegangen.

Der Baron war förmlich stolz auf die blühende Schönheit, auf den unverminderten Liebreiz seiner Tochter. Er forderte von der ganzen Umgebung Anerkennung für sie, und als genüge diese ihm nicht, hielt er darauf, beständig Gäste im Hause zu haben, um seine Freude über Helene auch von Anderen getheilt zu sehen. So strenge er sonst auf eine geregelte Hausordnung hielt, war er es, der den Vorschlag machte, die Mahlzeiten nach der Weise zu verlegen, an welche die Gräfin gewöhnt war, und wie er bisher Sidonie walten lassen, so begehrte er von dieser, daß sie seiner Tochter nicht nur als Gast die üblichen Vorrechte einräume, sondern daß sie sich ihr unterordne, eben weil

es seine Tochter sei. Rückhaltlos, wie alle Egoisten, nur auf sich bedacht, wollte er jetzt weder die Tarokpartie, noch irgend eine der Unterhaltungen annehmen, mit denen Sidonie ihm sonst die Abende verkürzt. Der Gräfin Skizzenbücher, ihr Gesang, ihre Erlebnisse boten ihm unablässig neues Interesse dar. Mochte Helene mit dem Tacte des Herzens und der Erfahrung sich auch noch so sehr bemühen, Sidonie durch doppelte Rücksicht für den Vorzug zu entschädigen, den der Vater ihr gewährte, Sidonie war und blieb gekränkt, und Helene ihr ein Gegenstand wachsender Abneigung. Die Selbstvergessenheit, mit der die Gräfin stets bereit war, sich den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Umgebung zu fügen, ihre immer gleiche Ruhe, ihre Heiterkeit, erschienen der Baronin unerklärlich an einer Frau, deren Leben von heftigen Stürmen, von unerlaubten Leidenschaften zerrissen worden war. Und daß Erich, daß selbst ihr strenger Schwiegervater keine Erinnerung mehr für die Fehltritte Helenens zu haben schienen, seit sie wieder in ihrer Nähe lebte, das dünkte die Baronin unbegreiflich.

Ob Helenens Ruhe eine natürliche oder erkünstelte, ob sie endlich zu einem innern Abschlusse gelangt sei, wie sie mit sich und ihrem Gewissen fertig geworden, das waren die Fragen, mit denen Auguste und die Baronin sich vorzugsweise beschäftigten. Während die Erstere es höhnisch aussprach, daß die Männer nichts Besseres werth wären, als Frauen ohne Selbstachtung und Würde, bestärkte die Baronin sich darin, nur in dem eigenen Bewußtsein ihren Lohn zu suchen, nur dem eigenen Ermessen zu folgen, und dieses allein zum Maßstabe ihrer Handlungen zu machen, da des Barons und Erich's Urtheil ihr so bestechlich und unhaltbar erschienen. Beide Frauen aber kamen darin überein, Helenens Rücksicht für Andere mit dem Namen einer Koketterie zu bezeichnen, welche selbst dem Vater und dem Bruder gegenüber sich nicht zu verleugnen vermöge.

Trotz jener Höflichkeit, welche Sidonie nie verließ, empfand Erich die Kälte schmerzlich, mit der sie seiner Schwester überall entgegentrat. Das verstimmte ihn gegen seine Frau, und machte ihn nur liebevoller und hingebender für die Gräfin.

So hatte man bereits mehrere Wochen zugebracht, und die länger werdenden Abende mahnten an den Winter, als die Familie des Onkels aus Steinfelde für einige Tage um der Gräfin willen zum Besuche kam, die denn auch natürlich den Mittelpunkt der Geselligkeit bildete. Mit unermüdlicher Geduld legte sie auf des Vaters Verlangen wieder und wieder ihre Skizzenbücher vor, und in dem Bestreben, den Schloßbewohnern nicht durch die immer gleiche Unterhaltung lästig zu fallen, erbot sie sich, nach einer ihrer Zeichnungen ein Tableaux aufzustellen, das einst bei einem Hoffeste eine günstige Wirkung gemacht hatte.

Man ergriff die Idee mit Beifall, denn es waren junge Mädchen zugegen, welche sich der Aussicht auf eine phantastische Kleidung erfreuten, und Alles hatte den besten Fortgang, bis Helene ihre Schwägerin bat, in dem Bilde eine Rolle zu übernehmen.

„Ich?“ rief Sidonie mit so scharfer Betonung, als würde ihr ein Ungeheures zugemuthet, „das ist nicht Ihr Ernst, Helene!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte die Gräfin arglos.

„O! dazu sind wir doch zu alt! Lassen Sie mich nur überhaupt ein für allemal bei solchen Dingen aus dem Spiele. Man muß gewohnt sein, zu scheinen, was man nicht ist, um daran Freude zu finden, ich kann das nicht!“

Sie mochte nicht die Absicht gehabt haben, der Gräfin wehe zu thun, aber ihr Unmuth drängte sich überall wie eine scharfe Winterkälte durch, und erbleichend vor dem Worte, sagte Helene leise: „Wohl Ihnen, daß Ihr Loos so leicht ist, und daß Sie diesem Grundsatze stets nachleben dürfen!“

„Oder daß ich mich mit meinem Frauenloose zu bescheiden wußte!“ entgegnete die Baronin mit harter Selbstvergessenheit.

Die Gräfin antwortete nicht, so tief es sie getroffen hatte. Sie blieb freundlich mit den Anordnungen für das Tableaux beschäftigt, und der Abend entschwand für die Gesellschaft ruhig und ungetrübt, ohne daß Jemand ahnte, was in der Brust der Gräfin vorging.

Jenes wohlthuende Gefühl der Sicherheit im Vaterhause war wie mit einem Schlage in ihr ver-

nichtet. Die gehässige Gesinnung ihrer Schwägerin hatte sich in den Worten verrathen. Helene kannte Sidoniens Einfluß auf Erich und auf den Baron.

„Wie konnte, wie durfte ich auch auf Liebe hoffen?" sagte sie sich. „Wie konnte ich von meinem Vater mehr als Nachsicht, von meinem Bruder mehr als Mitleid erwarten? Ist es vielleicht doch nur des Vaters Achtung vor dem Gastrecht, die ihn abhält, mir seine Mißbilligung auszusprechen, die ihn bestimmt, mich rücksichtsvoll zu schonen!"

Der Gedanke, daß ihre Anwesenheit den Ihren nicht erwünscht sei, daß man sie nur dulde, weil sie unerwartet gekommen, daß man vielleicht ihre Entfernung ersehne, ließ ihr keine Ruhe. Das Gefühl, im Vaterhause nur ertragen zu werden, drückte sie nieder, und es war ihr eine Erlösung, als die Gesellschaft sich endlich trennte, als sie mit dem Vater die Uebrigen verlassen und sich zurückziehen konnte.

Der Baron, den die Schlaflosigkeit des Alters ergriffen hatte, pflegte sich wenn die Anderen zur Ruhe gegangen waren, oft noch stundenlang in

dem kleinen Salon aufzuhalten, der an seine Zimmer stieß, um dort seine Abendcigarre zu rauchen. Helene, an spätes Wachen gewöhnt, leistete ihm dann plaudernd Gesellschaft. Auch heute folgte sie ihm dorthin. Kaum aber waren sie eine Weile beisammen gewesen, als ihm die Niedergeschlagenheit der Gräfin auffiel, so daß er sie freundlich fragte, was ihr fehle?

Und als hätte es nur des lösenden Wortes bedurft, so plötzlich brachen die Thränen aus den Augen der Gräfin hervor.

„Was ist geschehen?" rief der Baron befremdet.

„Nichts! Nichts!" beruhigte die Tochter.

„Nichts? und Du weinst? — das wäre unverzeihlich selbst an einem Kinde. — Was ist Dir geschehen, was hast Du? Rede!" sagte er und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Sei nicht so gut zu mir! Sprich es aus, was Du ja denken mußt, mein Vater!" flehte die Gräfin. „Ich weiß es, ich fühle es tief, daß ich diese Liebe nicht verdiene!"

Sie weinte bitterlich. Dem greisen Vater schnitt es durch das Herz. „Weine nicht, Helene!

Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen!“ sagte er und bot ihr die Hand. Aber die Gräfin nahm sie nicht an und schüttelte das Haupt.

„Nein! nein! mein Vater! laß mich sprechen! Es zieht mich dazu, wie es den Menschen zieht, seine Seele zu entlasten vor Demjenigen, dem er die Kraft der Vergebung zutraut. Seit ich dies Haus betreten habe, ist mir der Tag gegenwärtig gewesen, da Du mich und Erich weihtest zum Eintritt in das Leben. Ich habe nicht gehalten, was ich Dir versprach. Mit dem Tage meiner Hochzeit begann mein Unglück, begann meine Schuld!“

Der Baron hatte ihr gegenüber Platz genommen und sie mit düsterem Blick betrachtet. „Deine Worte klagen mich an, Helene!“ sagte er tonlos.

„Anklagen?“ rief sie. „Ich habe Niemand anzuklagen, Niemand, als mich selbst; und das Leben hat meine Schuld sehr hart an mir gerächt!“

Sie hielt inne, dann sprach sie mit leidenschaftlicher Bewegung: „Mitten in dem Glanze um mich her hat der Wurm nicht geschlafen in meiner Brust. Ich weiß, was er von mir denkt

der Graf. Ich kenne die Welt, die mir huldigt und über mich ihr Urtheil spricht. Ich fühle das Alles, es schmerzt mich Alles! — Hundertmal habe ich auf dem Punkte gestanden," fuhr sie fort, „mich an Deine Brust zu werfen und Dir zu sagen: nimm mich zu Dir! Meine Ehe ist mein Fluch! Mein Lieben war ein Verbrechen, meine Kunst habe ich mißbraucht, den Zwecken eines Mannes zu dienen, der mich, der meine Liebe mit Füßen getreten hat — —"

„Halte ein, Helene! Halte ein!" rief der Baron und verbarg mit heftiger Bewegung seine Augen mit den Händen. Die Gräfin verstummte. Er konnte die Selbstanklage seines Kindes nicht ertragen. Beide schwiegen.

Der Pendel der großen Bronzeuhr auf dem Kamine tickte in ruhigem Gleichmaß fort. Der Baron ging mit schwerem Schritte auf und nieder, den Blick zur Erde gesenkt. Nur wenn er in Helenens Nähe kam, hob er das Haupt und sah sie an. Endlich blieb er vor ihr stehen, und sagte in Gedanken versunken: „Und ich wollte ihr Bestes!"

Die Gräfin schreckte empor. Das Gesicht des Barons trug die Spuren tiefen Schmerzes, auch Helene war erschöpft. Mit matter Bewegung faßte sie des Vaters Hand. „Ich hätte schweigen sollen,“ sprach sie, „aber dies Haus, dies Bild in Deinem Zimmer und — —“

Sie wollte Sidoniens Härte nennen, unterdrückte es jedoch. Der Baron sah zu dem Gemälde hinauf, es war das Werk von Saint Albin. Er verstand nicht, welchen Zusammenhang es mit den Erinnerungen seiner Tochter haben könne, er forschte auch nicht danach, und wieder schwiegen Beide, bis der Baron sie fragte: „Wie verhält sich Saint Brezan zu Dir?“

„Ich bin Herr über mich und mein Thun!“

„Furchtbar!“ rief der Baron, „furchtbar und unverantwortlich vom Grafen! Deine Freiheit ist — —“

„Mir schaudert vor dieser Freiheit,“ rief die Tochter ihn unterbrechend, „vor dieser Freiheit, die ich selbst begehrte. Die Schuld ist mein, mein allein! Aber mein Herz ist leer, mein Beruf unerfüllt! Müde, recht lebensmüde, Vater, bin ich zu Dir

gekommen, das Einzige zu fordern, das mir noch werth hat — Deine Vergebung. Vergieb mir, o! vergieb mir Vater!"

Sie war aufgestanden und an ihn herangetreten, der Baron zog sie in seine Arme und drückte ihren Kopf an seine Brust. Sie hörte seinen Herzschlag, sie hörte die starken Athemzüge, mit denen er seine Erschütterung bekämpfte, sie fühlte des Greises Thränen niedertropfen auf ihr Haupt. Plötzlich ließ er sie los, richtete sich hoch empor und sagte: „Genug der Reue! sie ist unfruchtbar! Schließe ab mit der Vergangenheit, und dann auf neuem, besserm Wege vorwärts! — Jetzt aber geh zur Ruh!"

Er gab ihr die Hand, sie küßte dieselbe. Der Baron wollte sich entfernen. Die Gräfin jedoch schien noch Etwas auf dem Herzen zu haben, denn sie behielt seine Hand in der ihren, und sah bittend zu ihm empor. Der Baron glaubte, sie fühle sich noch nicht beruhigt, küßte sie auf die Stirne und wiederholte: „Geh zur Ruh, Helene, und schlaf wohl im Vaterhause!"

Da faßte die Gräfin sich gewaltsam und mit

flehender Stimme bat sie: „Soll ich allein das Glück genießen — soll nicht Cornelie —"

Der Baron zuckte zusammen. „Schweig!" herrschte er. „Deiner Schwäche konnte ich vergeben, denn Du bist ein Weib! — Sie, die mit kaltem Blute gegen ihren Vater Rechte zu behaupten wagte, sie bedarf des Vaterhauses nicht!"

Er wendete sich danach schnell von ihr ab und verließ mit festem Schritte das Gemach, in dem die Gräfin einsam zurückblieb, bis die verlöschenden Kerzen sie zum Aufbruch mahnten.

Der nächste Morgen fand sie bleich und abgespannt, auch der Baron sah angegriffen aus. Es war kein Schlaf in seine Augen gekommen. Hatte in der Tochter Gegenwart das Mitleid mit seinem Kinde ihn überwältigt, das Gefühl des Mannes gegen ein schutzsuchendes Weib ihn bestimmt, so wuchtete sich das Geständniß der Gräfin in der Einsamkeit nur um so schwerer auf ihn. Er konnte sein bisheriges Verhältniß zu ihr nicht wieder finden. Sie selbst hatte den Zauber zerstört, der ihn ihre Schuld vergessen machen, sie

selbst hatte ihn daran erinnert, daß er ihr Schweres zu verzeihen habe.

Die Gräfin empfand die Veränderung, die in seinem Innern vorgegangen war, nur zu tief, und wie ein Gewitter in weiter Runde die Luft erkaltet, so machte sich die Erschütterung der Zustände zwischen Vater und Tochter allen Hausgenossen schnell bemerkbar. Helenens Hingebung an den Vater hatte einen Ausdruck der Gebrochenheit angenommen, und der Baron schien es plötzlich müde geworden zu sein, nach ihren Erlebnissen zu fragen. Er begann allmählich zu seinen alten Gewohnheiten, zu Vorlesungen und Kartenspiel, zu der Baronin und der Pfarrerin zurückzukehren. Die Gräfin ließ es ruhig geschehen. Das lange und still getragene Bewußtsein einer Schuld hatte sie geduldig und demüthig, und jede Art von Buße ihr erwünscht gemacht. Der Baron aber verlor alles Behagen an den Zuständen. Es verdroß ihn, der Tochter die früheren Vorrechte zu entziehen, und er konnte sich doch nicht entschließen, sie ihr Sidonien gegenüber ferner einzuräumen. Als Richter anerkannte, wollte und mußte er ein Richter sein.

Sidonie sah die wiedererwachende Theilnahme ihres Schwiegervaters für sie, und benutzte sie schnell. So gewann die Gräfin mehr Muße, sich selbst und ihrem Bruder zu leben, und in der Vertraulichkeit längerer Spaziergänge, in dem Geplauder mancher einsamen Stunde, schlossen die Herzen der Geschwister sich einander auf. Dabei ward Erich gewahr, wie sehr er an seiner Frau jenes liebevolle Verständniß seines Charakters, jenes Verständniß der wirklichen Welt entbehrte, welche ihm in der Schwester überall entgegenkamen. Sidonie hatte eine feste, ideale Vorstellung von dem Charakter des Mannes, feste ideale Vorstellungen von dem Leben, und wo Erich, wo das Leben diesen Abstractionen nicht entsprachen, sah sie verdammliche Schwäche oder Schuld. Das zwang ihren Mann, sich immer künstlich zu jener Höhe emporzuschrauben, auf der allein er ihren Begriffen zu genügen vermochte. Er durfte ihr nicht die Nachsicht mit der Unvollkommenheit des Menschen und der menschlichen Zustände zeigen, welche seine Lebenserfahrung und seine größere Menschenkenntniß ihn gelehrt hatte. Er mußte

sein besseres Wissen, seine reifere Einsicht, und mehr noch jede Schwäche seines Wesens vor ihr verbergen. Dabei aber wird ein wahrer Zusammenhang zur Unmöglichkeit. Er durfte sich achten in der Aufrechterhaltung des Charakters, zu der Sidoniens Auffassung ihn zwang, indeß er hatte das rechte Gleichgewicht verloren, denn er war genöthigt, gegen seine angeborne Milde und Weichheit zu handeln, und Niemand verleugnet seine Anlagen ohne wirklichen Nachtheil.

Er tadelte die Baronin nicht, allein er beklagte gegen die Schwester die Erziehung der Frauen im Allgemeinen. „Es ist nicht gut,“ sagte er, „daß man sie so wenig vorbereitet für das Leben, für die Wirklichkeit. Jeder Mann wird durch eine lange, stufenweis fortschreitende Schule und Erfahrung für den Beruf herangebildet, dem er sich bestimmt. Man würde den für einen Thoren halten, der einem Lehrlinge die Vollendung eines Meisterwerkes übergäbe, Niemand jedoch denkt an die Nothwendigkeit, das Mädchen vernünftig für die Ehe, für das Leben, durch Menschenkenntniß und durch Wahrheit zu erziehen.“

„Und wer trägt die Schuld davon?“ fragte die Gräfin, „wer anders als Ihr selbst. Die Mütter sind dahin gekommen, es dem Manne als einen Segen anzurechnen, wenn sie ihm die Tochter so unerfahren wie ein Kind entgegenbringen, weil Ihr Männer, entsittlicht, wie so viele unter Euch es sind, den höchsten Werth des Weibes in den Zauber jener ahnungslosen Unschuld setzt, den die Ehe doch zerstört. Wie könnt Ihr fordern, daß ein Tag, daß wenig Monate dem Mädchen die Einsicht, die Selbstverleugnung und das Verständniß Eures Wesens geben, die unentbehrlich sind für eine Ehe? Woher sollen dem Mädchen die rechten Vorstellungen von dem männlichen Charakter, woher jene Menschenkenntniß kommen, deren die Frau als Gattin, als Mutter, als Vorsteherin der Familie bedarf, und ohne die überhaupt Niemand mit dem Leben fertig werden kann?“

„Sidoniens Mutter theilte in gewissem Sinne Deine Ansicht, die leider nur zu wahr ist!“ erwiederte Erich. „Auch war Sidonie mehr als Andere für ihren Frauenberuf erzogen. Sie hatte

über Liebe, über Ehe, über Erziehung viel gedacht —"

„Und sich unerfüllbare Vorstellungen davon gebildet, wie wir Alle," fiel die Gräfin ihm in's Wort, „weil man ihr die einzige Wahrheit verborgen hat, welche allein den Menschen für das Leben richtig vorbereitet, die Wahrheit, daß der Mensch unvollkommen, und alle menschlichen Zustände daher mangelhaft sind. In dieser Erkenntniß liegt alle höchste Lebensweisheit. In ihr sind alle Lehren der Liebe, der Nachsicht, der Barmherzigkeit enthalten. Und Gott weiß es, was es die Frauen kostet, was es mich gekostet hat, daß man uns diese Einsicht absichtlich vorenthält."

Erich hatte ihr schweigend zugehört, dann sagte er plötzlich: „Ich habe Dich nie befragen mögen um Dein Sein und Leben, denn ich wußte, Du warst nicht glücklich. Jetzt, da ich Dich mit so sicherer Ruhe sprechen höre, kann die Frage Dich nicht schmerzen. Hast Du Dich in Dein Loos gefunden?"

Die Gräfin schüttelte schweigend das Haupt.

„Aber was soll aus Dir werden mit diesem

Stachel der Unzufriedenheit im Herzen? Was forderst Du vom Leben? was willst Du beginnen?"

„Ich werde warten!" antwortete die Gräfin sanft.

„Warten?" fragte ihr Bruder befremdet.

„Was kann der arme, kurzsichtige Mensch anders thun als warten, wo er keinen Ausweg findet!" entgegnete sie. „Was kann er anders thun, wenn er nirgend einen Sonnenstrahl für sich erblickt, als auf den Tagesanbruch hoffen!"

Der Bruder sah sie befremdet an. Sie fühlte, er verstehe sie nicht und sagte: „Es ist nicht wahr, daß man abzuschließen vermag mit dem Leben! Weder Schuldbewußtsein noch Reue, weder Enttäuschungen noch Schmerzen, haben die Hoffnung in mir zu tödten vermocht auf ein Dasein, in dem ich mich rein waschen kann von meinen unglückseligen Erinnerungen, in dem ich schuldlos glücklich sein kann durch Liebe!"

„So hast Du auf's Neue eine Neigung gefaßt und denkst also doch an Deine Scheidung?" fragte Erich.

„Nein! keines von Beiden. Aber hast Du wohl die Erde im Frühlinge beobachtet, wenn die

Stürme ausgewüthet haben, und sie nun da liegt noch unter dem Eindruck der vergangenen Schrecken, und doch wie leise träumend von der sanften Schönheit, die sich nun bald über sie verbreiten wird? So still erwartungsvoll ist mir zu Muthe, seit ich neulich vor dem Vater gebeichtet habe!" —

„Gebeichtet?"

„Laß Dich nicht irren durch das Wort! Es ist etwas Befreiendes in dem Aussprechen dessen, was uns drückt, vor einem Menschen, den wir höher achten als uns selbst. Und ich genieße den Frieden, der mir seitdem geworden ist, als eine Segnung, als einen Balsam, der mir Heilung bringen wird und muß."

„Aber welches sind Deine nächsten Plane?" forschte Erich, der nicht den Muth hatte, der Schwester zu bekennen, daß diese Ruhe, diese Hoffnung ihm auf neuer Täuschung zu beruhen schienen.

„Ich habe keine Plane, ich warte!" anwortete Helene, „denn ich weiß, das Leben ist viel klüger, als wir selbst. So lange ich es meistern, so lange ich das Glück erjagen wollte und nach Liebe

strebte, flohen mich Glück und Liebe. Jetzt, da ich Nichts erstrebe, ist mir der Friede gekommen. Wer weiß es, welche milde Lösung das Leben in seinen wunderbaren Verwicklungen mir noch für meine Zukunft aufbewahrt!“

Erich entgegnete ihr Nichts, bis er nach einer Pause sagte: „Welch eine Klippe muß der Katholicismus in Italien für Dich gewesen sein!“

„Ich habe oft sehnsuchtsvoll an ihn gedacht!“ erwiederte die Gräfin. „Er ist die Zuflucht für den Leidenden. Was hätte ich in mancher banger Stunde darum gegeben, hinknieen zu können, und meine Schmerzen auszuweinen in eine verschwiegene Menschenbrust! Welch ein Trost wäre es mir gewesen, nur einmal auszusprechen, ich trage eine Hölle von Verzweiflung in mir —“

„Und einem Menschen mußtest Du das sagen? genügte Dir nicht —“

„Das Gebet?“ ergänzte Helene mit Lebhaftigkeit, „nein! das Gebet zu einem Unsichtbaren hilft mir nicht. Meine ganze Natur ist auf das sinnlich Erfaßbare gestellt. Ich kann nicht denken, ich will sehen, hören, will empfinden. Es muß gegen-

wärtig sein, was mir helfen soll. Ich kann nicht in mir selbst beruhen, ich fühle das Bedürfniß nach einer leitenden Hand, nach einem Herzen, in dem ich Schutz und Zuflucht finde — und da das Schicksal mir dies Herz zu finden nicht vergönnte, zog es mich oft, den Trost zu suchen in der Kirche, welche ihn uns durch ihre Stellvertreter lebensvoll verkündet."

„Friedrich beurtheilt den Katholicismus und namentlich die Priester, die er jetzt in der Nähe kennen lernt, aus einem andern Standpunkte als Du!" bemerkte der Baron, und mit großer Theilnahme rief Helene, als habe sie nur diesen Anlaß erwartet, die Frage zu thun: „Warum sprichst Du mir nicht von Friedrich? Warum höre ich Nichts von ihm, als die Klagen, welche Sidonie über seine Irreligiosität ausspricht, und das Lob, das Auguste dem Glücke ihrer Ehe spendet?"

„Was soll Dir diese traurige Erinnerung?" meinte Erich.

„Traurig nennst Du sie?" rief Helene. „Wie wenig kennt Ihr mich!" — Sie sah nachdenkend vor sich nieder, dann sprach sie: „In den Zeiten,

in denen ich aus blindem Schmerze irre geworden war an mir selber und an den Menschen, als ich die Männer verachtete, weil Einer verächtlich an mir gehandelt, da blieb nur eine Erinnerung rein in mir, nur ein Mann frei in meinen Augen von dem Verdachte harter Selbstsucht, eine Zeit meines Lebens frei von jedem Vorwurf — und das waren Friedrich und die schuldlosen Tage unserer Jugendliebe. — Welch gute Kinder, welch glaubensvolle Idealisten waren wir!"

Sie seufzte und lächelte dabei. „Du würdest ihn," sagte der Bruder, „in seinem Charakter unverändert finden. Er hat noch immer den unbeirrten Glauben an den Menschen und an alles Große —"

„So muß Augustens Schilderung ihres Glückes unwahr sein! Ein solcher Mann kann sie nicht lieben!" unterbrach ihn die Gräfin mit einer Art Heftigkeit. „Wie klein ist es von ihr, mit einer Lüge vor mir zu prunken! und wie wenig kennt Sidonie das Leben, daß sie es nöthig glaubt, Augustens Heuchelei mir gegenüber zu unterstützen. Was kann ich gemein haben mit ihm, von dem ein

Menschenleben mich trennt? Was können wir für einander hegen, als den Dank für eine Erinnerung? Und nur die meine hat er mir zu retten vermocht!"

Sie versank in Nachdenken, und sprach an diesem Tage nicht mehr von Friedrich. Indeß schon nach kurzer Zeit war es Erich, der wieder und immer öfter auf den Freund zurückkam. Durch Helenens sichtliche Hinneigung zum Katholicismus besorgt gemacht, sie könne sich zu einem Uebertritt entschließen, war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, sie durch Friedrich, an den sie glaubte, von einem solchen Schritte zurückzuhalten, der für den Baron ein furchtbarer Schlag sein mußte; während er ander Seits dem Freunde es durch das Beispiel Helenens zu beweisen meinte, daß eine sichtbare Kirche von Menschen der verschiedensten Bildungsgrade als ein unabweisbares Bedürfniß empfunden werden könne. Es lag für ihn etwas Versöhnendes in der Vorstellung, daß Helene und Friedrich, die das Leben in der Jugend getrennt hatte, bestimmt sein könnten, einander auf dem rechten Wege festzuhalten, und in gegenseitiger Freundschaft Ersatz

zu finden für das, was ihre Ehen ihnen nicht geboten hatten. Er gönnte Beiden den Trost, ja er hoffte sogar, Beide würden sich leichter mit ihrem Loose auszusöhnen, sich in ihren Verhältnissen zurecht zu finden vermögen, wenn man ihrem idealen Zuge diese Befriedigung verschaffen könne. Und gleich theilnehmend für die Schwester wie für den Freund, machte er einst, als er einen Brief von Friedrich erhalten hatte, der Schwester den Vorschlag, ein Paar Zeilen für Friedrich der Antwort beizufügen, die er ihm zu senden hatte.

Helene war von diesem Vorschlage sichtbar betroffen. Sie verlangte zu wissen, wie Erich zu dem Einfalle gekommen sei? Er verhehlte ihr es nicht, und der Gedanke, den einst geliebten Mann vor der Trostlosigkeit des Atheismus zu bewahren, ergriff Helene lebhaft. Ihr Herz und ihre Phantasie bemächtigten sich desselben augenblicklich, der Plan lockte und rührte sie zugleich, aber schon bereit, ihre Zustimmung zu erklären, schien sie plötzlich ihre Ansicht zu ändern. „Ich mag Augusten nicht entgegentreten!“ sagte sie kurz und bestimmt.

„Entgegentreten?“ erwiederte der Bruder.

„Würde ich Dir dazu rathen? Ihn auf dem Wege festzuhalten, auf dem am leichtesten eine Ausgleichung zwischen Friedrich und Auguste zu vermitteln ist, das forderte ich von Dir!"

„So schweige wenigstens gegen sie davon!" sprach die Gräfin nach flüchtiger Ueberlegung. „Ihr Mißtrauen würde ihn und mich verfolgen, und wo wir Frieden säen wollen, würde Streit erwachsen! Die theure Mutter hat mich einst selbst zu Friedrich's Ideal geweiht, möge Gott mir das Glück gewähren, ihm ein Rettungsengel zu werden!"

Es lagen eine Feierlichkeit und Frömmigkeit in ihrem Ausdruck, die den Bruder rührten. Sie versank in Nachdenken, und sagte endlich nach längerem Sinnen lächelnd: „Hatte ich nicht Recht, daß man nur warten müsse? Jetzt zeigt mir ja das Leben selber wieder, wohin ich mich zu wenden habe, worauf ich meine Kraft und meine Hoffnung richten soll! — Eine Hoffnung! das war das Tageslicht, nach dem ich lang geschmachtet habe!"

Zwölftes Kapitel.

Während der Freund und die Geliebte seiner Jugend sich in der Heimath in solcher Weise um ihn sorgten, lebte Friedrich in Rom ein Dasein voll neuer Eindrücke, voll ungeahnter Herrlichkeit.

Mit Eifer hatte er sich der Arbeit hingegeben, aber diese Arbeit war ihm ein Genuß. Je mehr er sich in das Studium der antiken Welt versenkte, um so klarer trat ihm die Umgebung entgegen, in der er sich befand. Je vertrauter er in dem Leben des gegenwärtigen Italiens wurde, um so klarer trat ihm der Sinn und die Bedeutung der alten Poesie und Kunst entgegen, um

so besser lernte er das Dauernde, das Ewige in der Menschennatur erkennen und verstehen.

Eines Tages hatte er, wie immer, im Vaticane studirt und kam leichten Schrittes die große Treppe hinab, welche zur Colonnade von Sanct Peter leitet. Dann trat er aus derselben heraus und schaute mit klarem Auge umher, als suche er Jemand, und augenblicklich schwenkte ein Fremder auf der Mitte des Platzes, den Hut, zum Zeichen seiner Anwesenheit. Es war ein junger Mann. Haltung und Kleidung verriethen den Engländer. Er ging schnell auf Friedrich zu, und als dieser ihn entschuldigend fragte, ob er ihn vielleicht zu lange habe warten lassen, entgegnete Richard, denn er war es: „O! nicht allzulange! und in dieser Jahreszeit hält man die Sonne wohl aus. Ich habe übrigens im Vorbeigehen auf der Post nachgefragt und eine Menge Briefe vorgefunden, so daß ich vollauf zu lesen hatte und mir die Zeit nicht lang ward. Auch für Sie ist ein Brief dabei von Erich!“

„Und Sie haben gute Nachrichten erhalten?“

fragte Friedrich, indem er den Brief betrachtete, den Jener ihm aushändigte.

„Lauter gute Nachrichten, so weit es die Unsern betrifft. Sie sind Alle wohl, auch Helene ist noch auf dem Schlosse, und sie schickt mir einen Brief für einen Maler Feldheim. Er soll in den nächsten Tagen mit seiner Familie von Neapel eintreffen, um den Winter hier zu verleben. Kennen Sie die Leute zufällig?"

„Sehr genau. Ich freue mich von Herzen ihres Kommens. Aber haben Sie nichts Neues von Georg? Sie sagten mir gestern, daß Sie Nachrichten von ihm erwarteten!"

„Sie sind auch eingetroffen, indeß ist es fast ein reiner Geschäftsbrief. Nur am Ende schreibt er mir, die Tosta sei in London gewesen, habe Furore gemacht, werde zur Saison wiederkommen, und ich darf also hoffen, sie bei meiner Rückkehr dort zu finden. Larssen war mit ihr und soll sich ihr ganz als eine Art von Major Domus geweiht haben. Es ist mir räthselhaft, wie er zu ihr und sie zu ihm gekommen ist!"

„Welche Thorheit von einem Manne seines

Alters!" rief Friedrich. „Und grade jetzt, da er sich mühsam eine seinen Anlagen und Bedürfnissen gemäße Existenz gegründet hatte!"

„Es muß aber etwas Eigenthümliches um das Mädchen sein, denn auch Georg war ganz angethan von ihr, als er von Paris zurückkam, und es war offenbar nicht ihre Schönheit, die ihn so gefesselt hatte," bemerkte Richard.

„Cornelie kann freilich keine gewöhnliche Frau durch so lange Jahre zu ihrem engsten Umgang machen!" gab Friedrich zu, und Richard sagte: „Helene schreibt sehr liebevoll und sehnsüchtig über Cornelie. Sie hat es vergebens versucht, den Onkel mit der Schwester auszusöhnen. Alles, was sie über Cornelie schreibt, ist klug und wahr und gut. Sie hat den Verstand des Herzens!"

Friedrich antwortete nicht darauf, bemerkte aber nach einer Weile: „Man spricht immer von Zaubermitteln, von Wundern! Welch ein Zauber ist es eigentlich, daß solch ein unscheinbar Blättchen Papier uns der nächsten Gegenwart entrückt!"

„Aus Angst vor diesem Zauber," meinte

Richard lachend, „mögen Sie Ihren Brief gar nicht eröffnen, wie es scheint!"

„Ehrlich gestanden, ich fühle etwas der Art!" rief Friedrich. „Hier, wo das goldene Licht der vollen Octobersonne mir das Herz erweitert, hier mag ich nicht daran erinnert werden, daß es irgendwo Herbst ist auf Erden. Inmitten in dieser lebenstrotzenden Vegetation will ich nicht daran denken, daß irgendwo die Blätter fallen, daß Regen und Wind die Luft durchkälten, daß es einen Winter giebt. Ich empfinde, seit ich in Rom aufathmete, als wäre ich zum ersten Male in der Heimath. Ich möchte vergessen, daß ich nicht immer hier lebte, daß ich nicht immer hier leben werde. Ich möchte Alles von mir weisen, was mich in die Vergangenheit zurückruft oder auf die Zukunft hinweist."

Sie waren während dieser Unterredung rüstig vorwärts gegangen, umwogt von der fröhlichen Menge, welche die Octoberfeste vor das Thor lockten. Ueberall sah man Wagen voll von Männern oder Frauen des Volkes, die singend, Cither spielend und das Tambourin schlagend an ihnen vor-

überfuhren. Die Frauen in ihren farbigen Röcken, in den knappen, weitgeöffneten Spencern von schwarzem Sammet, die spitzen Männerhüte mit Bändern und Sträußen geschmückt, Ohren und Hals mit Goldgeschmeide geziert, grüßten mit der schönen Freiheit der Italienerinnen die Vorübergehenden freundlich, und hie und da schallte mit dem Gruße für Richard, ein beifälliger Zuruf für den schönen Fremden herab.

Und einen schönen Mann mußte Jeder ihn nennen, der ihn erblickte, mit dem sichern hochaufgerichteten Gang, mit dem stolzen blauen Auge und dem blonden Lockenhaar, dessen weicher Glanz noch dem Jünglinge anzugehören schien, während die feste Körperhaltung und die Kraft der Glieder die volle Reife des fast dreißigjährigen Mannes verkündeten. Friedrich selbst erfreute sich seiner, wie er ihn neben sich herschreiten sah, in der bequemen Sommertracht, den Nacken nur lose umschlungen von dem seidenen Tuch, den Hemdekragen zurückgeschlagen, sich der Luft zu erfreuen, und jeden Zuruf, jeden Gruß der Römerinnen mit heiterer Entgegnung, mit neckendem Worte erwidernd. Er war ein

Bild der ungebrochenen Lebensfülle, und als ein solches bewunderte ihn der Freund.

Plötzlich wendete sich Richard, als eben wieder eine Schöne ihm ihr „che bello forestiere!“ zugerufen hatte, mit der Frage an ihn: „Könnten Sie wohl eine solche Italienerin lieben?“

„Alle!“ antwortete Friedrich, heiter angeregt durch die ihn umgebende Freude.

„Sonderbar!“ meinte der Andere, „diese glänzenden, brennenden Augen, dieses Rabenhaar, all die Farben- und Formenpracht dieser Frauen, so sehr ich ihre Schönheit anerkenne, lassen mich vollkommen kalt!“

„So müssen Sie irgend ein blondes Ideal im Herzen tragen, wenn ich nicht irre werden soll an Ihnen!“

„Auf mein Wort nicht!“ versicherte Richard, „aber ich will gern bekennen, daß grade die feurige Schönheit, die Zwanglosigkeit und der Stolz dieser Weiber mich sehnsüchtig machen nach den Frauen des Nordens. Es ist doch mehr Seele, mehr Gemüth, mehr Tiefe in den blauen, sanften

Augen, in denen man sich wie in einen Bergsee still versenken kann!"

„Richard! was kommt denn über Sie? Sie werden ja zum Dichter, Sie, der Sie sonst die Schwärmerei so hart verdammen!" scherzte Friedrich. „Nehmen Sie sich in Acht, daß Ihnen heute keine schöne Landsmännin begegnet. Sie sind heut sehr geneigt, in der ersten besten Blondine eine Helene zu sehen!"

Richard lachte und sie traten in eine der Osterien ein, aus denen ihnen der laute Jubel der Volkslust entgegenschallte. Alle Tische und Bänke unter den Veranden und an den Hecken waren von Menschen eingenommen, die beim Weine saßen und den Tanzenden zuschauten. Ohne Musik, nur nach dem Tacte des dumpfschmetternden Tambourin, tanzten Männer und Frauen mit immer steigender Lebhaftigkeit den römischen Saltarello, diesen Tanz liebenden Suchens und Findens. Je sehnsüchtiger die Blicke der Tänzer leuchteten, je begehrender der Jüngling die fliehende Jungfrau einzuholen, je leidenschaftlicher er sich ihr zu nahen, sie sich ihm zu entziehen strebte,

um so lauter erschollen der enthusiastische Beifall, das jubelnde Bravo der Zuschauer, bis die Paare, vom Tanze erschöpft, rasteten, oder einer anderen Osterie zueilten, und Brod- Orangen- und Olivenverkäufer Raum gewannen, sich durchzudrängen, um den Trinkenden ihre Waaren anzubieten.

Als die Freunde ankamen, waren alle Tische besetzt, und sie gingen suchend umher, wo sie sich niederlassen könnten, als ihnen der Zuruf eines deutschen Künstlers Plätze an einem Tische anbot, der von einer aus Männern und Frauen bestehenden Gesellschaft eingenommen war. Kaum aber hatte der Zuruf die Uebrigen auf die Kommenden aufmerksam gemacht, als ein älterer Mann sich nach ihnen umwendete, der schnell über die Bank springend auf Friedrich zueilte, von welchem er mit dem Ausrufe: „Sie hier, Feldheim!“ freudig begrüßt und umarmt wurde.

Feldheim schwenkte lustig seinen grauen, zusammengedrückten Kalabreser in die Luft und jubelte: „Das ist ja die wahrhaftige Allegria! Weib! Gretchen! da ist der Candidat, da ist der Brand, da ist der Pastor, der liebe Mensch!“

Dabei küßte und umarmte er ihn nochmals, und auch Frau Feldheim und die Tochter kamen freudig heran, den alten Bekannten willkommen zu heißen. Aber fast erschreckend trat Friedrich vor der Schönheit des jungen Mädchens zurück.

„Sind Sie das wirklich, Gretchen?" fragte er überrascht, und sah die Jungfrau mit so unverhohlenem Entzücken an, daß sie erröthend die Augen abwendete, und die Eltern sich lächelnd seines Wohlgefallens an ihr freuten.

„Ja!" meinte Feldheim, „sie ist's wirklich und wahrhaftig, und mir und ihrer Mutter, so gut das Mädel ist, doch ein starkes memento mori! Wir werden alt, mein lieber Freund!"

Indeß grade Feldheim und seine Frau schienen eine Ausnahme von der Regel zu machen, denn Beide waren vollkommen unverändert, die Mutter in ihrer still verständigen Weise, der Vater in der vollen Frische seines gesunden Humors. Alle Theile betrachteten die unerwartete Begegnung als einen sicheren Gewinn, und Richard sagte, nachdem Friedrich ihn den Freunden vorgestellt, daß sie die Ankunft der Feldheim'schen Familie nach

den Briefen der Gräfin so bald noch nicht erwartet hätten.

„Ich wollte auch noch in Neapel bleiben,“ bestätigte der Maler, „aber wie dem Mephisto die Walpurgisnacht in allen Gliedern spukt, so geht es mir mit den Octoberfesten, bin ich fern von Rom. Der verdammte Saltarello kam mir seit Tagen nicht aus dem Sinn! Nachts träumte ich mich hier vor Porta Angelica. Ich sah die Tanzenden, ich fühlte die ganze allgemeine Allegria, es ließ mir keine Ruh. Was man so beinahe an die zwanzig Jahre mitgemacht, das kann man nicht entbehren. Ich mußte von Neapel fort nach Rom. Und da meine Alte mich nun auch schon an die zwanzig Jahre gewohnt worden ist, konnte sie mich eben so wenig entbehren, wie Gretchen die Mama. Da fanden wir uns denn gestern eben wieder, ohne recht zu wissen, wie wir hergekommen waren, hier in Rom, in unserer alten, lieben Wohnung, und die Navicella plätscherte uns ihr funkelndes Willkommen entgegen!“

Er rieb sich dabei seelenfroh die Hände, man rückte an dem Tische näher zusammen, ein Brett

über ein Paar leere Fäßchen gelegt, bot gleich neue Sitzplätze dar, und schon nach wenig Minuten fühlten Friedrich und Richard sich heimisch in dem Künstlerkreise. Die Stunden entflohen schnell, die Sonne sank, lange ehe die allgemeine Festlust sich genug gethan hatte. Lachend und scherzend brachen endlich auch die Künstler auf, den singenden und tanzenden Römern in die Stadt und von Osterie zu Osterie zu folgen, um die Freude auszukosten.

Als Friedrich nach dem Feste spät am Abende in seiner Wohnung anlangte, als die stattliche Wirthin ihm die felicissima notte wünschte, und ihm die vierarmige römische Lampe auf den Tisch setzte, der, hell vom Strahl des Mondes beleuchtet, am offenen Fenster stand, während der Duft der Orangenblüthen aus dem Garten sein Zimmer erfüllte, athmete er tief auf vor Freude.

„Und das Alles mein!“ dachte er, zündete Kerzen an vor der Marmorbüste des Belvedere'schen Apollo, welche Richard ihm geschenkt hatte, und setzte sich in dem Sessel am Fenster nieder, seines Besitzes und der glücklichen Gegenwart zu genießen.

Eine selige Ruhe war in ihm. Was er erlangt, hatte er fast Alles selbst errungen. Das gab ihm Glauben an sich und ein Gefühl der Sicherheit für seine Zukunft. Er hatte sich nicht getäuscht in den Erwartungen, die er sich von Rom gemacht. Schon jetzt nach wenig Monaten war es ihm ein Lehrer und ein Tröster geworden, wie er ihn nie zuvor gekannt. In langsamem Ueberblick ließ er seinen ganzen Entwicklungsgang an seinem innern Auge vorübergleiten, und wie man von dem Gipfel eines Berges, froh der überstandenen Mühe, froh der eigenen Kraft, in's Thal hinabschaut, so sah er in die Vergangenheit zurück, so schienen ihm aus der Entfernung alle Unebenheiten des Weges verschwunden zu sein. Wie ein stilles Thal lag sein Leben vor ihm: Kein Wehschrei, kein Schmerz, keine Kämpfe aus seinem vergangenen Dasein berührten ihn mehr. Was ihm Schweres, was ihm Gutes geworden, hatte sich eingefügt zu einem Bilde, das zu betrachten seinem Herzen wohl that. Selbst der Hinblick auf seine Ehe störte ihm den Frieden nicht. Die Entfernung wirkte auch hier mildernd und versöhnend.

Ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob und wie diese Seite seines Lebens sich einst befriedigend gestalten könne, überließ er sich der Ueberzeugung, daß auch hier sich das Nothwendige für ihn entwickeln werde, wenn er daran festhalte, wie bisher, dem Gotte in der eigenen Brust zu folgen.

In dieser Stimmung zog er den Brief hervor, den Richard ihm gegeben; aber kaum hatte er das Couvert erbrochen und die Blätter entfaltet, als eine plötzliche Bewegung über seine Züge glitt. Er wußte nicht, war es ein Schrecken, war es Ueberraschung oder Freude, mit der er auf den Brief in seinen Händen blickte.

Seit langen, langen Jahren hatte er die Handschrift nicht wieder gesehen, und doch kannte er sie wohl, doch kannte er das kleine Siegel. Was konnte sie ihm wollen? Was wollte sie ihm in dieser Stunde, da er so friedensvoll abgeschlossen hatte mit seinem Schicksalsloose?

Eine Art von Scheu überkam ihn. Es war ihm, als solle er einen Todten beschwören, als sei es Vermessenheit, die untergegangene Zeit

lebendig in das Leben einzuführen, und doch zog es ihn, das Blatt zu lesen.

Er trat zu dem Tische, setzte sich nieder, schnitt den leichten Umschlag auf, und las wie folgt:

„Werden Sie sich wundern, wird es Ihnen willkommen sein, meine Handschrift nach so langen Jahren wieder zu sehen? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Nichts in unserm Leben uns verloren sein soll, daß jedes Ereigniß seine fortwirkende Kraft für uns behält, und daß Nichts und Niemand uns vergebens auf dem Wege begegnet, den wir zu durchwallen haben.

„Oft, wenn ich in die Tage meiner Jugend zurückblickte, habe ich gefühlt, daß auch wir uns nicht vergebens gefunden haben können, daß das Leben eine andere Lösung für den schuldlosen Einklang unserer Herzen haben müsse, als die grelle Dissonanz, mit der wir schieden. Und doch habe ich es nicht gewagt, nach diesem sanfteren Abschlusse zu streben. Das Streben des Menschen wird so selten von dem rechten Glück belohnt, weil er dafür den rechten Augenblick nicht zu finden versteht. Wir verfrühen und verspäten so Vieles,

kurzsichtig wie wir sind und von täuschender Leidenschaft geblendet!

„Indeß jetzt, da das Schicksal mich in die theure Heimath zurückführt, da Erich selbst mir das Bild des unvergessenen Jugendfreundes mit aller Wärme seiner Freundschaft nahe bringt, da drängt es mich, zu versuchen, ob wir einander denn verloren sein müssen? ob ich mir nicht aus jenen glücklichen Tagen, aus jener friedensvollen Zeit, einen Freund erretten könne, den ich zu schätzen und hoch zu halten um so weniger verlernen konnte, als er der Einzige gewesen ist, dem ich nur Liebe, nur Gutes zu verdanken habe, und dem ich das Höchste schulde, den Glauben an ein sittliches Ideal — wenn schon ich selbst es nicht zu erreichen vermochte!"

Die letzten Worte waren ausgestrichen, dann aber wieder hingeschrieben, und zwar mit einer Handschrift, der man es ansah, daß sich die Gräfin dazu gezwungen hatte, denn die Lettern waren groß und mit schneller Entschiedenheit auf das Papier geworfen.

„Ruhig und still nach manchem schweren

Kampfe, so trete ich zu Ihnen und biete Ihnen nach langer Trennung die Hand zu neuem Leben. Ihr Dasein wie das meine ist gefesselt, aber es giebt eine Freiheit, die man uns nicht rauben kann, die tröstliche Freiheit, liebend Antheil zu nehmen an den Menschen, die man verehrt. Gönnen Sie sie mir, mein Freund! diese Theilnahme an Ihrem Leben und denken Sie, daß ich irren, fehlen, unglücklich, sehr unglücklich werden konnte, ohne daß Sie es bereuen dürfen, mir einst Ihre Neigung geweiht zu haben, mir jetzt Ihre Freundschaft zu gewähren."

„Möge Italien, das Land der Schönheit, das ich als meine zweite Heimath liebe, Ihnen seines Segens reichste Fülle spenden! Das wünsch' ich Ihnen von Herzen. Helene."

Friedrich hatte den Brief lange beendet, als er noch immer das Blatt in seinen Händen hielt und sinnend auf den Namen der einst so heiß Geliebten blickte. Welche Stürme mußten über sie ergangen sein, die Lebensvolle zu dieser Resignation zu bringen, die Leidenschaft, welche einst in ihr getobt, zu dieser sanften Trauer umzustimmen, die

ihm das Herz zerschnitt. Er sah sie vor sich, wie in jener Nacht ihres Scheidens, in der Schönheit ihrer Jugend, in der Verzweiflung ihres Herzens. „O! hätte ich sie gehalten!“ rief er aus, „hätte ich sie mir zu erhalten gewußt!“ und bittere Wehmuth feuchtete seinen Blick, aber er zerdrückte die Thräne, die ihn trüben wollte.

Er empfand Zorn darüber, aus seinem Gleichmuth, aus seiner betrachtenden Ruhe herausgerissen zu sein, er wünschte, die Gräfin hätte sich nicht an ihn gewendet — und doch klopfte sein Herz mit aufwallender Freude, doch fühlte er, daß, wie Helene es nannte, Nichts in unserem Leben uns verloren gehen soll!

Jetzt schmerzte es ihn, daß er aus Scheu, sich ihr Bild zu zerstören, es stets vermieden hatte, die näheren Umstände ihres Schicksals zu erfahren. Er hätte sie wissen mögen, um der Gräfin ein Trost zu sein. Er hätte sie kennen mögen aus — er mußte es sich gestehen — aus eifersüchtigem Hasse. Wer waren die Männer gewesen, die sie geliebt? Wer konnte so elend gewesen sein, dies

sanfte Weib zu verlassen, zu quälen, wenn er von ihr geliebt ward?

Er setzte sich nieder, ihr zu schreiben, und unterließ es dennoch. „Was soll ich ihr sagen?“ rief er und schalt sich zugleich, daß er überlegte, daß er nicht dem Drange seines Herzens folgte und es ihr aussprach, wie unvergessen, wie geliebt sie fortlebte in ihm. Er hätte Alles darum gegeben, hätte er sie jetzt nur einen Augenblick sehen, nur ein Bild von ihr betrachten können. Und was hinderte ihn, aufzubrechen, zu ihr zu eilen, zu ihr die ihn rief? War er doch Herr seines Willens, seiner Zeit! Wenn er nicht zögerte, konnte er sie noch erreichen, da sie, wie er von Richard wußte, noch mehrere Wochen in dem Vaterhause bleiben wollte. Er malte sich es aus, wie er ankommen, wie er das Schloß, das Dorf erblicken, wie er am Pfarrhause vorüberfahren würde — am Pfarrhause!

Er schrak zusammen. „Werde ich nie verlernen, jung zu sein?“ fragte er sich und hatte keine Antwort für diese Frage.

Es war tief in der Nacht. Seine Stirne brannte, er trat an's Fenster. Unten im Garten

plätscherte eine der ältesten Fontainen Roms gleichmäßig herabfallend in ihr antikes Becken nieder, in dessen Fluth die Mondesstrahlen sich brachen. Unverwandten Auges sah er dem Spiele des Lichtes und des Wassers zu, das, immer wechselnd, doch stets dasselbe blieb, schwermüthig hörte er das sanfte Rauschen, das schon so vielen vorübergegangenen Geschlechtern seinen Zauber in die Seele gesenkt. „Wie vielen Herzen hat Dein Schall gerauscht, wie vielen Herzen wird Dein Schall noch rauschen!“ sagte er sinnend und versank in träumende Gedanken, die er nicht zu verbannen vermochte, nicht festzuhalten wünschte, und die sich als Gaukelbilder hinüber spannen bis in seinen Schlaf.

Am Morgen, als der Tag klar und klug in seine Fenster leuchtete, war er geneigt, das ganze Erlebniß für einen Traum zu halten, aber der Brief der Gräfin lag vor seinen Augen, und die Erregung der Nacht klang noch immer in ihm nach. Seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, las er die Briefe seiner Frau und seines Freundes. Erich bekannte ihm offen die doppelte Absicht, welche er gehegt, als er Helene aufge-

fordert hatte, dem Freunde zu schreiben. Er schilderte ihm den Zustand ihres Herzens und berichtete dann, wie wohlthuend für ihn selbst der Schwester Umgang geworden sei, wie er sich verjüngt fühle durch die Jugend ihrer Seele. Auch von Geschäften, von dem stellvertretenden Candidaten, von den Angelegenheiten der Dorfbewohner war die Rede, und überall glaubte Friedrich in Erich's Aeußerungen den milden Sinn der Gräfin von günstigem Einfluß zu finden.

Anders aber lautete Augustens Urtheil über Helene. Sie rügte die Eitelkeit derselben, die sich in jugendlicher Tracht gefalle. Sie sprach von der klugen Berechnung der Gräfin, die den Charakter der Demuth und der Buße annehme, um dem Tadel zu entgehen, „und," schrieb sie schließlich, „ich glaube, sie bedauert es noch heute, daß Du nicht hier bist, weil sie nicht genug hat an der Bewunderung Eines Mannes, an Erich's blinder Liebe und an seiner abgöttischen Verehrung. Du aber kannst wohl froh sein, daß Du fern bist, daß Du nicht zu sehen brauchst, was das Leben aus dieser Frau gemacht hat, und wie schwach Erich

ist, dessen Grundsätze sie durch und durch erschüttert. Auch zählt die gute Sidonie die Tage bis zur Abreise ihrer Schwägerin, wie ich die Stunden bis zu Deiner Rückkehr. Was auch an mir auszusetzen sein mag, so wird es schließlich doch wohl besser für Dich sein, daß eine treue Hausfrau Dein geduldig in dem stillen Häuschen wartet, als wenn diese herzensunersättliche, eroberungslustige Helene Dir zu Theil geworden wäre. Gott weiß es schon am besten, was dem Menschen frommt! An dem trefflichen jungen Manne aber, an Deinem Stellvertreter, sehen wir, Sidonie und ich, es recht, welch ein Glück hier in der Begrenzung unserer Verhältnisse selbst für den zu finden ist, der, wie der Vicar, sich in den größten Zirkeln bewegt hat, vorausgesetzt, daß er sich zu bescheiden weiß. Die Gemeinde und wir Alle sind wohl mit ihm zufrieden. Du kannst in diesem Punkte unbesorgt nach Hause denken."

Friedrich warf den Brief unmuthig zur Seite. Er glaubte der Schilderung nicht, welche seine Frau ihm von der Gräfin machte, und doch verstimmte sie ihn in solchem Grade, daß der ein-

tretende Feldheim ihn fragen konnte, ob ihm etwas Unangenehmes widerfahren sei? Kaum aber hatte der Maler die Papiere auf dem Tische erblickt, als er hell lachend ausrief: „Sie haben Briefe bekommen! ja freilich, das ist immer eine Calamität! Jeder Brief aus Norden bringt uns ja mit dem Gepräge jenes verengten, stumpfen Lebens eine Kälte und ein Unbehagen in das Haus, die viel schlimmer sind, als eine brave Tramontana. Folgen Sie meinem Rathe: verbitten Sie sich alle Briefe, so lange Sie in Italien sind!"

Erheitert durch des alten Freundes immer gleiche gute Laune, sagte Friedrich: „Etwas von diesem Gedanken habe ich in der That schon mehrmals gefühlt, seit ich hier lebe. Rom fordert den ganzen Menschen, seine ganze Kraft, seine ganze Liebe, und oft genug habe ich mich auf dem Wunsche betroffen, vergessen zu werden von den Meinen und sie vergessen zu können, um mich ungetheilt dem Leben in Italien und der Freude an Rom zu überlassen!"

„Der Wunsch ist nur zu richtig!" bekräftigte der Maler. „Rom darf und muß den ganzen

Menschen fordern, weil es mehr zu gewähren hat, als der Einzelne erfassen kann! Sie sollen es noch kennen lernen, wenn Sie erst hier heimisch sein werden! Jetzt aber lassen Sie uns gehen!"

Er trieb damit den Freund zum Aufbruche an, da man verabredet hatte, die Antikensammlung des Vaticans zu besuchen. Als sie aber die Via Sistina durchwandert hatten und die spanische Treppe hinabstiegen, bat der Maler, Friedrich möge ihm für wenig Augenblicke in sein Studio folgen. „Ich habe einen Menschen dort," sagte er, „der mir ein in Neapel begonnenes Bild auf den Blendrahmen spannen soll, und das läßt mir keine Ruhe!"

Friedrich war gern bereit, ihm zu folgen. Nach wenig Augenblicken hatten sie das Atelier erreicht. Man konnte es bemerken, daß der Künstler eben erst angekommen war. In allen Ecken standen die Bilderkisten noch umher, Stroh und Stricke bedeckten den Boden, die Staffeleien lehnten zusammengeschlagen in dem dunkelsten Winkel und halb untermalte Bilder und Skizzen waren gegen die Wände gestützt.

Während der Maler mit seinem Arbeiter verhandelte, versuchte Friedrich aus dem Wirrwarr eine oder die andere Farbenskizze hervorzuziehen und zu betrachten. Feldheim sah das und rief: „Was wollen Sie denn mit den Sudeleien? Die Kisten sind ja schon offen, nehmen Sie nur die Deckel herunter, da haben Sie doch Etwas für Ihre Mühe!"

Friedrich ließ sich das nicht vergebens sagen. Er trat an die nächste Kiste heran, die vor ihm gegen die Mauer gestützt war, hob den Deckel fort, und blieb wie verzaubert vor dem Bilde stehen.

Es war Helene!

Aber dies sanfte, traurige Gesicht, diese braunen Augen, auf deren langen Wimpern der feuchte Schmelz vergossener Thränen noch zu glänzen schien, das freundliche und doch so melancholische Lächeln dieses Mundes, wie anders sprachen sie zu seinem Herzen, als das stolze Abbild der königlich geschmückten Gräfin im Schlosse ihres Vaters! Diese Augen hatten einst so thränenfeucht zu ihm emporgesehen, diesen süßen Mund hatte

er einst in leidenschaftlichem Schmerze geküßt, diese Züge verriethen und bestätigten die ganze Wahrheit des Briefes, der ihn so tief erschüttert hatte.

Er konnte die Blicke nicht abwenden von diesen Augen. Zum zweiten Male trat ihm das Bild Helenens in so unerwarteter Weise entgegen, und wieder war es Feldheim, der es in seine Nähe brachte.

Der Maler gewann dadurch etwas Dämonisches für ihn, und dieser Eindruck steigerte sich, als er an Friedrich herantretend mit Selbstgenügen ausrief: „Ja! sehen Sie sich's nur recht an! Diese Gräfin, wie sie hier vor uns steht, die ist mein Eigenthum!"

„Ihr Eigenthum?" fragte Friedrich zerstreut.

„Zuverlässig!" versicherte der Maler. „Denn so hat Niemand sie gemalt! Es gehört auch Courage dazu, es in sich festzuhalten, daß so viel Schönheit, so viel Güte, daß solch ein Engel von einem Weibe verloren gehen soll, weil sie keinen Mann gefunden, der sie durch seine Liebe vor dem liebefordernden eigenen Frauenherzen zu bewahren

gewußt hat. Wäre ich jung und frei, die sollte nicht mehr weinen!“

Friedrich antwortete nicht. Er sah unverwandt auf das Bild, und wie in einem bösen Traume fuhr er empor, als der Maler die Kiste aufhob und sie gleichgültig in einer Ecke des Ateliers gegen die Mauer lehnte.

Die Statuen des Vaticans, die Erklärungen des kunstverständigen Malers waren für Friedrich verloren an dem Tage.

„Sie geht zu Grunde, weil sie keinen Mann gefunden hat, der sie vor sich selbst zu schützen wußte!“ rief es immerfort in ihm. Er, er allein trug die Schuld ihres verfehlten Lebens. Er war der Verblendete, der sich von elenden Vorurtheilen, von noch elenderen Nahrungssorgen zu einer Resignation hatte verleiten lassen, welche auf die Geliebte zurückgefallen war. Wie oft mochte sie ihn angeklagt haben in ihrem Herzen, denn sie hatte ihn ja nicht vergessen, und doch enthielt ihr Brief kein Wort des Vorwurfs, doch glaubte sie noch an ihn, hoffte sie noch Trost von seiner Freundschaft.

„Wäre ich frei!“ das war der Gedanke, der ihn nicht zur Ruhe kommen ließ, vor dem der Gleichmuth, dessen er noch am vorigen Tage so froh gewesen war, sich in die heftigste Erregung verwandelte. Er konnte es nicht ertragen in der Gesellschaft seiner Freunde, er mußte fort, nach Hause, in die Einsamkeit, zu ihr.

Den ganzen Tag verbrachte er am Schreibtisch. Was er sich seit lange nicht mehr gestanden hatte, was er selbst in sich begraben glaubte, das sprach er vor ihr aus. Er gab ihr ein Bild seines ganzen Lebens seit der Stunde ihrer Trennung. Er sagte ihr, wie unvergeßlich, wie unvergleichlich sie ihm geblieben sei. Er verbarg ihr nichts, nicht das Unglück seiner Ehe, nicht den Vorsatz, unter keinem Verhältnisse in sein Amt zurückzukehren.

„Und nun Sie Alles wissen,“ sagte er ihr, „nun Sie mich kennen, wie ich selbst mich kenne, nun werden Sie mich nicht von sich weisen, wenn ich mich Ihnen angelobe für alle Zukunft, wenn ich Sie beschwöre, auf mich zu zählen, als auf einen Menschen, der fortan Ihr eigen ist.

„Meine Ehe läßt mich frei. Was Sie von mir begehren, was ich Ihnen darbringe, theure Gräfin, diese verehrende Freundschaft, diese theilnehmende Huldigung, die hat Auguste nie von mir besessen, nie von mir zu fordern vermocht. Es würde sie beängstigen, solchen Empfindungen entsprechen zu müssen, wie Ihr bloßes Dasein sie gebietet. Ich werde ihr besser genügen, wenn ich nicht mehr vermissen und entbehren muß, was sie nicht zu geben hat. Und indem ich so den äußern Frieden meiner Ehe sichere, gönnen Sie mir den Trost, so weit es in meiner Macht steht, die schwere Schuld zu sühnen, deren Ihr Schicksal mich anklagt!

„Unsere Trennung war ein Irrthum unserer Herzen, unserer Jugend. Unser Wiederfinden danke ich Ihnen, Ihrer Einsicht, Ihrer Güte. So überlassen Sie es mir, den heiligen Schatz zu wahren, den Sie mit Ihrem Vertrauen, mit Ihrer Freundschaft in meine Hände legen. Der Jüngling ließ sich die Geliebte rauben, der Mann wird sich die Freundin zu verdienen, zu erhalten wissen!"

Er siegelte den Brief, sobald er ihn beendet

hatte, und trug ihn nach der Post. Als er ihn hinter dem Gitter des Beamten in den Postkasten fallen und verschwinden sah, ward er ruhiger.

Es war viel Leben auf der Piazza Colonna vor dem Postgebäude, das lockte ihn, und stieß ihn doch eben so schnell wieder zurück. Was hatte er mit diesen Menschen gemein? was konnte er von ihnen wollen, was erwarten? Er besaß ja Alles, mehr als er je noch zu hoffen wagen durfte. Der Gedanke, dem Maler, den Freunden zu begegnen, war ihm zur Last. Er sehnte sich nach Einsamkeit, und schnell entschieden, eilte er zurück zur Post, eine Karte für den Corriere zu lösen, der früh am andern Tage nach Neapel fahren sollte, und mit dem er in das Albaner Gebirge zu gehen beschloß.

Dreizehntes Kapitel.

Das Gebirge war schon von Fremden und von Künstlern verlassen. Die Gasthöfe standen unbewohnt, die prächtigen Laubgallerien, welche von Albano nach Arriccia führen, waren still und menschenleer. Dadurch genoß Friedrich zum ersten Male das Glück ruhiger Einsamkeit in der Natur des Südens.

Oftmals, wenn er als Knabe, die Schulbücher unter dem Arme, in der heißen Mittagsgluth, nach dem Gymnasium gegangen war, hatte er, auf einer Brücke stehend, mit neidischer Lust die Schwäne betrachtet, die sich langsam hingleiten ließen durch die Kühle der Fluth. So wie sie, sich der Luft,

der Sonne, des Wassers, der Wärme und der Frische zu erfreuen, so wie sie frei zu sein, und stolz hinzusegeln in dem Gefühle dieser Luft und dieser Freiheit, das hatte der Knabe sich stets als den Zustand des höchsten Glückes gedacht. Oft war er im Traume dahingezogen mit den weißen Schwänen in der blauen Fluth, bis sie sich zusammen emporschwangen, um fliegend in dem noch tieferen Blau des Aethers zu baden.

An diese Tage, an diese Wünsche und Träume gedachte er jetzt, wenn er in der warmen Sonne des goldigen Herbstes einsam durch die Gegend strich, umfluthet von der frischen, klaren Bläue der italienischen Bergesluft. Mit jeder Stunde ward ihm die Schönheit dieser Natur vertrauter, mit jeder einsamen Stunde der Geist des Landes verständlicher. Hier in der Zurückgezogenheit, im Studium der alten Dichter, lebte ihm die Vergangenheit auf, lernte er in immer steigendem Maße das rein Menschliche, das Ewige von dem Wandelbaren, von dem Zufälligen unterscheiden. Selbst die Vergänglichkeit des Schönen, die ihm in Rom vor den verstümmelten Werken der Kunst, vor den ver-

sunkenen Tempeln, vor den zerfallenden Palästen, so niederschlagend gewesen war, erschien ihm hier in milderem Lichte, wenn er neue Vegetation und neues Leben aus den tausendjährigen Trümmern erwachsen sah, wenn das schöne Menschengeschlecht in seiner Göttlichkeit vor seinen Augen umherwandelte, die lebenden Künstler zu neuem Schaffen, zu neuer Kunstgestaltung herauszufordern.

Fortgezogen von dem verlockenden Zauber, den die Ferne und das Fremde auf den Menschen üben, dehnte er seine Streifereien immer weiter in das Gebirge aus. Je länger er in demselben weilte, je näher er die Bewohner desselben kennen lernte, um so weniger mochte er an Rückkehr denken. In jedem Hause gastlich empfangen, von Männern und Weibern zutraulich und liebevoll behandelt zu werden, das schien ihm bald so natürlich, daß er vergaß, wie wenig er dessen in der Heimath gewohnt gewesen war. Die großen, kahlen Zimmer, der schlichte Tisch, das räumige Bett, die kräftige und doch so einfache Ernährung, die allen seinen Bedürfnissen genügten, ließen ihn mit Beschämung zurückblicken auf jene Masse erkünstelter

Genüsse und Gewohnheiten, die zu befriedigen er für nothwendig erachten lernen, die zu entbehren Auguste unmöglich geglaubt hatte.

Vergängliche Vorurtheile und solch leere Aeußerlichkeiten waren es einst gewesen, die ihn von der Liebe seiner Jugend trennten! Immer und immer wieder mußte er sich's wiederholen, was er schuldlos verschuldet, was er erlebt, was er verloren und unerwartet wieder gefunden hatte. Helenens Bild, wie er es bei dem Maler gesehen, kam ihm nicht mehr aus dem Sinne. Er lebte nur in ihrem Gedenken. Mittheilend von Natur, begann er ihr zu schreiben. Was er sah und dachte, was er empfand, das brachte er ihr dar, ihr, die Italien liebte, wie er selbst, ihr, zu der er jetzt wieder, wie in den Tagen seiner Jugend, seine ganze Seele wendete, und was er schrieb, ward unwillkürlich zum Gedicht.

Daß er ein Amt verwaltet und aufgegeben hatte, daß er an Auguste gefesselt, daß seine Zukunft nicht gesichert sei, das Alles verschwand vor seinen Blicken. Alle Verhältnisse, die ihn beengt, die socialen Probleme, die ihn beschäftigt hat-

ten, waren wie vergessen. Er fragte sich nicht, was er empfinde; er fragte sich nicht, ob Helene in gleicher Weise an ihn denke. Er war frei, er war in Italien, er hatte die Jugend der Seele wiedergefunden, und er genoß derselben mit dem vollen Bewußtsein des reifen Mannes, der ihren Werth zu schätzen weiß, weil er sie für immer verloren zu haben geglaubt hatte.

Mit dieser Freude im Herzen war er an einem Mittage aufgebrochen, eine neue Seite der Gegend zu durchstreifen. Sein Hauswirth hatte ihm Weg und Steg bezeichnet, aber von dem blauen Spiegel des Sees angelockt, hatte Friedrich bald die breite Straße verlassen, um auf Nebenpfaden das Wasser zu erreichen, das er von der halben Höhe des Berges in der Tiefe glänzen sehen. Indeß schon nach einer Stunde mußte er von der rechten Straße abgekommen sein. Die gebahnten Pfade hörten auf, und von der Lust verleitet, welche uns nach den Höhen zieht, versuchte er nun wieder, sich durch das Dickicht zurecht zu finden, bis zur Bergesspitze, von der aus er leichter in die rechte Straße zurückzukommen hoffen durfte.

Nicht ein Laut war zu hören in der waldigen Einsamkeit. Die mächtigen immergrünen Eichen wölbten ein Dach über seinen Weg, durch welches goldigbraun die Sonnenstrahlen ihre Lichtfunken herniederfallen ließen. Große Farrenkräuter umgaben die Wurzeln und bedeckten den Boden, während der Epheu und die noch kräftigeren Ranken des wilden Weines sich von Stamm zu Stamm zogen, und in flatternden Gewinden von den Aesten niederhingen. Hie und da erhob es sich wie ein grüner Altar. Es waren Ueberreste alter Bauwerke, welche die Natur mit üppiger Vegetation bekleidet hatte, den fehlenden Marmorschmuck zu ersetzen. An einem solchen grünen, moosbewachsenen Altare machte er Rast, und schnell hatte ihn die Stille in ein träumendes Brüten versenkt, in dem Bilder aus Vergangenheit und Zukunft, bald klar, bald wieder verlockend nebelhaft, vor seinem Auge sich entfalteten.

Wie lange er so geruht, er hätte es kaum zu sagen gewußt, als plötzlich aus der Höhe leiser Glockenton zu ihm hinunterschallte. Er stand auf und blickte um sich. Die Sonne neigte sich schon

dem Westen zu, die Hitze des Tages war vorüber, und rüstig schritt er, dem Glockentone folgend, den Berggipfel empor, nicht ohne oftmals das Auge zurückzukehren in die eben verlassene Einsamkeit. Er hatte sich noch mitten in dem Walde geglaubt, jetzt bemerkte er, daß er sich hart am Ausgange desselben und auf der Höhe des Berges befand, dessen andere Seite vielfach bebaut, sich in lang abfallender Linie zum Thale senkte. Hoch oben auf dem Gipfel des Berges, mit dem Rücken gegen den Wald gelehnt, breiteten sich die Mauern eines Klosters aus.

Durstig und einer Labung bedürftig, zog er die Glocke an der engen, kleinen Pforte. Ein Mönch öffnete das Schiebefenster, Friedrich sprach sein Begehren aus. Die Pforte wurde aufgethan, der Mönch winkte ihm einzutreten und entfernte sich dann, indem er Jenem ein Zeichen gab, ihn zu erwarten.

Allein gelassen, blickte Friedrich um sich her. Der Hof war von drei Seiten durch die Mauern des Klosters eingeschlossen. Eine Säulenhalle trug das erste Stockwerk und setzte sich als offene Gal-

lerie an der vierten Seite fort. Sie ließ den Blick in den Klostergarten frei, der sich am Bergesabhange hernieder senkte. Mitten im Hofe erhob sich das steinerne Bild des Gekreuzigten, während zu beiden Seiten plätschernde Fontainen ihren sonnendurchleuchteten Strahl in die Luft emporschickten. Die Becken des Springbrunnens waren antik, auch die Quadern, mit denen der Hof gepflastert war, und die Mehrzahl der Säulen zeigten den heidnischen Ursprung in ihren verstümmelten Emblemen.

Kein Mensch war zu sehen. Gedankenvoll betrachtete Friedrich die Thyrsusstäbe, welche auf der einen Fontaine über die entblößte Schulter einer taumelnden Bacchantin geworfen waren, von deren Kopf und Körper weiter keine Spur geblieben. Da hieß eine Stimme ganz in seiner Nähe ihn willkommen. Friedrich fuhr empor, der Ton klang ihm wundersam bekannt. Er wendete den Kopf um, ein Mönch, der unhörbar herangetreten war, stand neben ihm.

Es war eine kleine, schmächtige Gestalt. Die weiße Kutte, mit schwarzem Riemen um den Leib

befestigt, floß in schweren Falten an dem magern Körper nieder. Die trotz des warmen Abends heraufgezogene Capuze verschattete ein bleiches Gesicht, das ein langer Bart nur noch blässer erscheinen machte. Dennoch hatte Friedrich den Mönch kaum angeblickt, als er mit Erstaunen einen Schritt zurück trat, um sich zurechtzufinden in den Zügen dieses Mannes, der ihm offenbar mit gleicher Ueberraschung gegenüberstand, bis er mit feierlichem Augenaufschlage die Hände gefaltet zum Gebet erhob. Diesen Blick, diese Bewegung kannte Friedrich.

„Sie hier! — und in diesem Gewande?" rief er in deutscher Sprache, und wagte doch kaum den eigenen Sinnen zu trauen.

„Der Herr hat es wohlgemacht mit mir!" entgegnete der Mönch, dem deutschen Ausrufe in gleicher Sprache begegnend. „Seine Wege sind wunderbar, seine Gnade ist unermeßlich!" Aber trotz der feierlichen Ruhe dieser Worte, hörte Friedrich an dem vibrirenden Klange der ihm so wohl bekannten Stimme, die Rührung des alten Lebensgenossen, dessen hohle Wangen, dessen offenbar dem Tode verfallene Gestalt ihn tief bewegten.

Der Mönch verstand den Ausdruck von Trauer, mit dem der Blick des Freundes auf ihm verweilte. „Mir ist wohl und meine Seele hat Frieden gefunden!“ sagte er. Dann fügte er hinzu: „Sie müssen müde sein, unser Berg ist steil. Ruhen Sie hier bei uns aus!“

Er schritt ihm bei den Worten voran, nach der Säulenhalle am Garten, und nöthigte ihn, sich auf der Steinbank niederzulassen. Ein anderer Mönch brachte Wasser, Brod und reife Trauben herbei, setzte die Erfrischungen vor dem Gaste nieder und entfernte sich schweigend.

„Wir gehören zur strengen Observanz!“ sagte Friedrich's Führer, als wolle er den andern Mönch entschuldigen, den Fremden nicht begrüßt zu haben. „Es ist auch eine Gnade Gottes, daß es heute an mir ist, im Namen unsers Klosters zu verkehren mit der Welt!“

„Sie haben sich zum Schweigen verdammt?“ rief Friedrich erschrocken aus.

„Verdammt?“ wiederholte tadelnd der Mönch. „Hätten die Menschen es vernommen, wie Gott

spricht, wenn sie selber schweigen, es würden Viele in die Stille flüchten!"

„Und weiß Cornelie — —" hob Friedrich an.

„Mag Gott ihr gnädig sein!" entgegnete der Mönch mit einer abwehrenden Handbewegung.

Seine Ruhe that dem Freunde weh. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, ihn so abgestorben zu sehen, und mit tiefer Rührung sagte er: „Gab es keine andere Hülfe für Sie, Plessen?"

„Lassen Sie den Namen!" bat der Mönch. „Er ist zurückgeblieben in der Welt — und was ist ein Name hier?"

Friedrich verstummte. Es schnürte ihm das Herz zusammen. Er hätte fragen, hören mögen, auf welchem Wege Plessen hierher gelangt sei, aber er fühlte, daß dieser jetzt nicht zurückzublicken geneigt war. So saßen sie schweigend beisammen, schweigend wie am Sterbebette, und doch umgeben von der Herrlichkeit der südlichen Natur, umleuchtet von dem goldigen, warmen Strahl der untergehenden Sonne. Wie von lichten, blauen Schleiern verhüllt, breitete sich das Thal zu ihren Füßen in dämmernder Ruhe aus, während die Höhen

noch glühten im Sonnenschein. Unten jenseits der Gartenmauer trugen breiträderige Wagen mit weißen Stieren bespannt die Ernte vom Felde. Männer, Weiber und Kinder kamen vom Tagewerk. Die Bursche hatten das Ackergeräth mit den Blättern der Canna beladen, die Weiber trugen des Weinlaubs Fülle über der Conca gethürmt, auf ihren Häuptern heim, während die langgezogenen Cadenzen eines Ritornells sich aus ihrer Mitte hören ließen. Es war ein Bild voll frischen, schönen Lebens. — Und neben Friedrich saß ein Mann, sein Freund, nur wenig älter als er selbst, der sich gedrungen fühlte, auf Alles, sogar auf den Gebrauch der eigenen Sprache zu verzichten.

Plötzlich aber war es, als ob eine innere Flamme das Antlitz des Mönches erhellte. Ein leichtes Roth flog über seine Wangen. Er richtete sich aus seiner gebückten Stellung empor und sagte tief aufathmend: „Sie werden fortgehen und wir werden uns nicht wieder sehen, so will ich die Gnade benutzen, die mir Gott durch Ihr Kommen heute gewährt hat, und noch einmal zu den

Menschen sprechen, die mit mir strebten, die mit mir irrten!“

Er hielt nachdenkend inne, dann legte er mit einer sanften, fast zärtlichen Bewegung, die weiße, magere Hand auf Friedrich's Arm und bat: „Sagen Sie Allen, die mein denken, daß es mir wohl ist, wie dem müden, schiffbrüchigen Sohne in des Vaters schützendem Hause! Wohl, sehr wohl und frei! Es wird sich friedlich in demselben schlafen lassen.“

„Glauben Sie sich Ihrem Ziele so nahe?“ fragte Friedrich.

„Es kann mir nicht mehr fern sein!“ entgegnete der Mönch, „und ich sehne mich danach. Ich habe das Gute geliebt, das Rechte gewollt, all mein Streben war darauf gerichtet. Aber meine Seele verzehrte sich in vergebener Mühe, denn ich suchte das Himmlische in der Welt, ich wollte die Wahrheit finden auf dem Felde der Lüge, ich wollte Labung schöpfen aus dem Feuer. Sagen Sie es Allen, Allen, die es hören können, was ich Ihnen hier als das Vermächtniß meiner Liebe offenbare. Es ist kein Heil zu finden, denn

in der heiligen Kirche Roms. Alles, was wir zu säen, zu wirken hofften außerhalb derselben, war eitler Trug. Der Glaube kann nicht wachsen auf dem Boden des Zweifels, die Seligkeit nicht reifen auf dem Boden des Abfalls, und was ist der Protestantismus, als ein schnöder Abfall, als ein blöder und doch frecher Zweifel an der Unfehlbarkeit der heiligen Mutterkirche?"

Er war immer lebhafter geworden, seine Sprache tönte hell, seine Auge glänzte. „Ich war in Gnadenfrei," fuhr er fort, „ich lebte unter denen, welche die erste christliche Gemeinde herstellen zu können wähnen, aber ich fand dort nichts als bange Sorge um irdischen Erwerb, und bangere Sorge noch um der Seele Heil. Sündig von seinem Urbeginne an, muß der Mensch sündigen, so lange er zu kämpfen hat mit den Versuchungen des Lebens, muß er verzweifeln an der Gnade, die ihm nicht zugesichert werden kann, so lange er sie durch sich selbst erringen will. Beirrt durch Leidenschaften aller Art, durch Eigennutz, durch Herrschsucht und durch Liebe, beirrt durch seine Priester, die wie der Laie im Banne dieser Leidenschaften

kämpfen, verwirrt vor dem Auge des Menschen sich Alles. Wie ein Taumelnder in immer weiterem Kreise nach einem Anhalt sich zu stützen sucht, so greifen sie umher nach immer neuen Mitteln. Was sie aber auch ergreifen, es stützt, es hält sie nicht. Es bricht in ihrer Hand, und von des Atheismus kalter Höhe, von des eigenen, ohnmächtigen Glaubens schwacher Barke sinken sie hinab in die Tiefe einer abgrundtiefen Verzweiflung!"

Er hielt inne wie erschöpft von seinen Vorstellungen. Friedrich war keines Wortes mächtig. Auch er hatte sie einst empfunden diese Verzweiflung dessen, der nicht zu glauben, nicht ohne Glauben zu leben vermag. Auch er hatte umhergegriffen nach einer Stütze, und jede war in seiner Hand zerbrochen, bis er die einzig haltbare gefunden in der eigenen Kraft und in dem eigenen Willen; aber er vermochte denjenigen nicht zu tadeln, dem diese Kraft gebrach.

Der Mönch hatte ihn nicht beachtet, er war ganz mit sich selbst beschäftigt. „Ich konnte den rechten Weg nicht finden," sagte er, „Angst und

Verzweiflung lagen über mir, ich war krank. Man rieth mir, nach Italien zu gehen. Es war Winter, todter, eisiger Winter, und ich hatte mich ergeben, unter seiner kalten Hand in dem Gefühle ewiger Verdammniß zu sterben. Plötzlich ergriff mich eine Sehnsucht nach Licht und Wärme! Eine tiefe, gewaltige, gottgegebene Sehnsucht! Ich brach auf, ohne zu wissen, wohin. Aber der Herr führte mich. Müde und erschöpft langte ich an vor den Thoren der ewigen Stadt. Als ich sie erblickte, als die Kuppel von St. Peter in der Glorie des Sonnenlichtes vor mir emporstieg, fuhr es mir wie ein Blitz durch alle Glieder, ein Blutstrom entquoll meinem Munde, die Sinne schwanden mir!" —

Er faltete die Hände und blickte weit hinaus in die Ferne, als suche er die Stelle, an der ihm so geschehen war. Erst nach längerer Pause hob er wieder an: „Als ich erwachte, befand ich mich in einem Kloster. Ein Mönch saß an meinem Lager. Es war ein Deutscher, wie ich. Er fragte, ob ich beichten wolle; meine Seele lechzte danach. Sein Ohr vernahm das vergebene Wollen meines ganzen

Lebens. Er weinte um mich, er tröstete mich, er segnete meinen Schmerz und mein Verzagen, er verhieß mir Vergebung und erlösende Gnade, er, selbst ein Wiedergeborner, ward mein Führer zu der Gnadenquelle — zu dem Born des Friedens."

In dem Augenblicke berührte der sinkende Sonnenball die Grenze des Horizontes. Der Mönch sah es. „Ave Maria ist nahe!" sagte er, „der Tag ist bald vorüber. Nur wenige Minuten sind mir noch gegönnt. — Der Glaube meines neuen Lehrers ward für mich die Brücke zu einer neuen Welt. Er vermittelte mir das Verständniß der Autorität, die Macht hat zu binden und zu lösen, zu vergeben und zu verdammen, in der das Wissen und der Wille der gesammten Menschheit verkörpert, allmächtig und unfehlbar sind. Aus dieser höchsten Machtvollkommenheit ward mir Erleuchtung gewährt, Vergebung ertheilt. Ich suche jetzt nicht mehr, ich forsche nicht mehr. Mein Glaube ist fest, mein Gebet mächtig, weil ich für Alle und Alle mit mir beten. Meine Seele ist voll froher Zuversicht, mein Herz hat Frieden, süßen, beseligenden Frieden! Und wie der Herr mich

führte aus des Lebens Wüste in dies Friedenshaus, so mild, ich hoffe es, wird er mich hinüberleiten in sein Himmelreich!"

Der Mönch sprach das mit einer tiefen, innigen Zuversicht, mit einer Glaubensfreudigkeit, die Friedrich rührte. Da erklang die Klosterglocke das Ave Maria einzuläuten.

„Wir müssen scheiden!" sagte der Mönch. „Mich ruft die Kirche! Auch für Sie ist's Zeit zum Aufbruch. Einer der Brüder wird Sie geleiten bis zur großen Straße. Gehen Sie mit Gott!"

Er reichte dabei dem Freunde die Hand, der sie ergriff und fest hielt. „Und Sie haben mir Nichts zu sagen, Sie haben keinen Auftrag, den ich für Sie übernehmen könnte?" fragte Friedrich.

„Keinen!" antwortete der Mönch.

„So will ich Ihren Freunden, die sich um Ihr Verschwinden sorgten, schreiben —"

„Sagen Sie ihnen, wie Gott mir gnädig war, weit über mein Verdienst, und sagen Sie ihnen, daß ich gleiches Heil für sie erflehe. Denn nur da, wo des Menschen Wille ihm genommen ist,

findet er den Frieden Gottes; nur wenn er verzichtet auf das Leben, gewinnt er das Leben und besiegt er den Tod!“

Während er so sprach, tönte noch immer die Glocke in sanften, melancholischen Schwingungen durch die Dämmerung. „Wie mild sie locken!“ sprach der Mönch. „Ihr letzter Klang giebt mich dem Schweigen, dem Hören Gottes wieder! Wie sanft sie es verkünden!“

Er schien ganz an die Töne hingegeben zu sein, und die Anwesenheit des Freundes kaum noch zu beachten. Plötzlich verstummten die Klänge. Der Mönch athmete tief auf, drückte Friedrich schweigend die Hand, blickte ihm noch einmal fest in's Auge, wendete sich dann von ihm ab und schritt der Kirche zu, durch deren Fenster die Lichter des Altares glänzten.

Friedrich sah ihm lange nach. Die Töne der Orgel erhoben sich klagend und doch so mächtig in der Dämmerung, sonst war Alles still. Eine überwältigende Wehmuth kam über ihn. Es war ihm, als tönten sie über einem Grabe, und doch hatten diese Ruhe, diese Einsamkeit einen be-

fangenden Zauber. Sein gesundes Herz wehrte sich dagegen, er raffte sich auf und eilte dem Thore zu. Erst als sich die Pforte geöffnet hatte, als er jenseits der Mauer stand, den Blick gen Osten gewendet, wo der aufsteigende Mond das Thal erhellte, erst da fühlte er den Druck von sich genommen, der sich auf ihn gelastet hatte. Unwillkürlich entblößte er das Haupt. Er sehnte sich, die frische Abendluft zu fühlen, und tief aufathmend eilte er mit schnellem Schritte von der einsamen Höhe, hinab zu den gesellig geschaarten Wohnungen der Menschen.

Lewald, Fanny,

Wandlungen Roman von Fanny Lewald

Bd.: 3

Braunschweig 1853